

Nr. 1546

Voltago der Diener

Das Ende einer Odyssee - die Begegnung mit dem Bewahrer

von Robert Feldhoff

Im Jahr 1171 NGZ beträgt die Lebenserwartung der Zellaktivatorträger nur noch sechs Jahrzehnte, nachdem

ES die lebenserhaltenden Geräte zurückgefordert hatte. Es ist klar, daß die Superintelligenz einen Irrtum

begangen haben muß, denn sie gewährte den ZA-Trägern ursprünglich 20 Jahrtausende zur Erfüllung Ihrer

kosmischen Aufgaben. Die Superintelligenz aufzufinden, mit den wahren Fakten zu konfrontieren und dadurch

wieder die eigene Lebensspanne zu verlängern, ist natürlich allen Betroffenen ein Anliegen von vitalem

Interesse.

Die Dringlichkeit der Probleme wird immer größer, je länger die Suche nach ES läuft. Denn den Suchern ist

inzwischen klargeworden, daß die Superintelligenz in Schwierigkeiten steckt und selbst der Hilfe bedarf.

In der fernen Galaxis Truillau, dem Herrschaftsgebiet des Bewahrers, nähert sich eine andere, nicht weniger

dramatische Suche ihrem Ende: die Suche Gesils nach dem Vater von Monos.

Gesil lebt seit Monaten auf dem Residenzschiff des Bewahrers wie in einem goldenen Käfig. Der mysteriöse

Bewahrer hält sich nach wie vor bedeckt, doch er sorgt für Überraschungen, Eine davon ist
VOLTAGO DER

DIENER ...

Die Hauptpersonen des Romans:

Gesil und Eirene - Mutter und Tochter treffen sich im Zentrum der Macht.

Taurec - Er erscheint vor seinen Gefangenen.

Voltago - Gesils neuer Leibdiener.

Mamerule - Oberster Normierer von Qylinam.

Deno - Ein Ke-Ri wird entlarvt.

1.

X minus 140 Tage.

Anfang Juni 1171 NGZ.

CASSADEGA.

Da war der Unbekannte wieder!

Aber nicht wie bei den Malen vorher. Nein, der Bewahrer von Truillau befand sich in unmittelbarer Nähe.

Gesil fühlte sich, als liege sie auf dem Seziertisch eines Mikrobiologen. So schlimm war es noch nie gewesen -

und gleichzeitig hatte sie nie dieses Gefühl von beginnender Ekstase empfunden.

Was war mit ihr los? Mit aufbrausendem Zorn drängte sie die Euphorie zurück.

Die Frau sprang auf. Ihre Decke flog beiseite. Von einer Sekunde zur anderen geriet sie aus dem Bereich

reduzierter Bettschwerkraft in den zwar luxuriösen, aber kalten Raum. Vorbei alle trügerische

Geborgenheit der
Nacht und der Träume.

»Du bist hier irgendwo!« schrie sie. »Hörst du mich, Bewahrer? Dann nimm zur Kenntnis, daß ich dich bald

sehen werde! Wenn es nicht anders geht, auch gegen deinen Willen!«

Keine Reaktion.

Der mysteriöse Unbekannte hielt sie nicht für wert, sich ihr von Angesicht zu Angesicht zu zeigen. Oder er

registrierte nur leidenschaftslos ihre Gefühle. Wie ein Mikrobiologe - da war er wieder, dieser demütigende

Vergleich in ihren Gedanken.

Dabei spürte Gesil gleichzeitig so viel Scheu, eine unendliche Angst ...

So wie schon mehrfach vorher, nur in fast körperlicher Intensität.

»Hörst du, verdammt?« schrie sie noch einmal.

Aber sie wußte, daß es keinen Sinn hatte. Gesil stand plötzlich still und versuchte, die Anwesenheit des

Bewahrers intensiv auf sich wirken lassen. Sie wurde durch die trennende Distanz fester Materie sondiert, also

konnte sie dasselbe tun. Ein diffuses Bild entstand in ihr. Es war das Bild eines Wesens, das ohne jedes

Hemmnis seinen Weg durch den Kosmos suchte, in seiner Größe unbesiegbar und doch verzweifelt.

Weshalb bist du verzweifelt? dachte sie konzentriert, mit einemmal völlig ruhig. *Liest du meine Gedanken,*

Bewahrer? Du willst Hilfe. Wie aber kann ich dir helfen? Vielleicht wirst du deine Hilfe bekommen. Jedoch

nicht auf diese Art und Weise. So geht man mit mir nicht um.

Sekundenlang entstand eine Art Rückkopplung. Sie fühlte sich nahe an den Geist des Bewahrers versetzt,

empfangt allerdings nicht mehr als eine Andeutung dessen, was dem Fremden zu schaffen machte.

Unbegreiflich groß zu sein, aber doch nicht groß genug. Ein Teil, aber nicht das Ganze.

Eine kaum noch faßbare Macht zu besitzen - nur nicht die Möglichkeit, sie anzuwenden.

Auf Terra hatte Gesil viele alte Geschichten gehört. Eine stammte von einer Rasse, die längst ausgestorben war.

Dort hieß es, man habe einen übermächtigen Feind gehabt. Dieser sei ein Riese mit so dicken, kräftigen Fingern

gewesen, daß er die Zwerge einfach nicht fassen können.

Der Riese wollte seine Opfer nicht töten; er wollte nur ihre Unterwerfung. Doch schließlich hatte der Riese den

ganzen Planeten, auf dem die Zwerge lebten, zwischen seinen Fingern zerquetscht.

Falsch.

Alles falsch.

Was war das? Tatsächlich eine mentale Stimme? Oder bloß Einbildung?

»Ich höre!« rief sie.

Gesil horchte in sich, doch als einziges Zeichen nahm sie das Rauschen in ihren Ohren wahr.

»Was ist falsch?

Rede!«

Natürlich erhielt sie keine Antwort, und sie hätte sich inzwischen auch sehr darüber gewundert.

Während sie
noch wartete, schwand der Eindruck von körperlicher und geistiger Nähe. Der Unbekannte ging
so
unvermittelt, wie er gekommen war. Als letzte Empfindung hinterließ er Gesil den Eindruck von
Unvollkommenheit, der klar auf sie bezogen war.
Wütend setzte sie sich aufs Bett. Sie spürte, wie sie ihm näher rückte. Kurze Zeit noch, schätzte
sie, dann war
das Spiel vorbei.
Kurz entschlossen sprang die Frau auf und öffnete die Tür.
Draußen stand Conn-Y-Spreik.
»Hast du gehorcht?« herrschte sie das Wesen an.
Der andere wich schockiert zurück. »Wo denkst du hin! Ich halte mich bereit. Diese Wände sind
nicht
schalldurchlässig.«
»Nun gut«, meinte sie herablassend. »Ich habe eine Anweisung für dich. Halte von nun an stets
zehn Meter
Abstand zu dieser Tür. Verstehst du?«
»Aber ja.« Das Fladenwesen brachte es fertig, entgegen seinem Körperbau die Andeutung einer
menschlichen
Verbeugung zu erzielen. »Ich habe deine Anweisung gehört. Meine Befehle jedoch erhalte ich
vom
Kommandanten.«
Gut gekontert, dachte sie. Mit allem Respekt, aber auch mit aller Entschiedenheit. Außerdem war
es ungerecht,
ihren Ärger an Conn-Y-Spreik auszulassen. An Bord der CASSADEGA gab es ganz andere
Möglichkeiten, sie
zu belauschen. Einen Diener wie ihn brauchte es dazu wahrlich nicht.
»Apropos Kommandant«, sagte sie. »Zu dem will ich gerade. Bitte führe mich.«

*

Das Residenzschiff des Bewahrers war ein Riesenkoloss: zwei Kilometer lang, in der Mitte
achthundert breit
und sechshundert hoch. Als Demonstration von Macht und Würde gab es nichts Besseres.
Natürlich nur, wenn
man es nötig hatte. In der Milchstraße allerdings waren Raumriesen dieser Art inzwischen aus der
Mode.
Drei sechseckige Pyramiden bildeten Bug, Heck und Mittelschiff. Daraus erhoben sich
Aufbauten in
unüberschaubarer Menge. Und am meisten erstaunte Gesil der technische Standard. Was Monos
ihnen in der
Milchstraße vorgeführt hatte, fand sie hier geballt auf engstem Raum vor.
Mit allmählich schwindender Frustration folgte Gesil Conn-Y-Spreik. Alle Wege im Palastgarten
waren
verlassen. Für die Besatzung war das Mittelschiff tabu. Niemand hielt sich hier auf - außer dem
Bewahrer und
ihr, dem Ehrengast.
Und natürlich Conn-Y-Spreik als Leibdiener.
Die Truillauer an Bord des Schiffes waren sämtlich genormte Klonwesen. Gleich, welcher Rasse
sie

angehörten, nach der Normung sahen sie aus wie lederhäutige Riesenfladen. Sie waren höchstens achtzig

Zentimeter groß und eineinhalb Meter breit.

»Hier entlang!« bat Conn-Y-Spreik.

Sie hatten soeben einen Transmitter verlassen. Der Truillauer rollte voraus in einen Gang, den sie nicht kannte.

»Wohin führst du mich? Ich wollte zum Kommandanten!«

»Dies ist der kürzeste Weg«, versicherte das Wesen auf spekra. »Der Kommandant befindet sich um diese Zeit

im Trainingszentrum. Ich dachte, du wärest vielleicht daran interessiert, zumal ...«

»Zumal was?«

»Zumal dir einige Wartezeit bevorsteht.«

»Woher weißt du das?«

Conn-Y-Spreik schwieg verlegen. Wahrscheinlich fürchtete er, einen Fehler begangen zu haben. Aber die Frau wußte ja längst Bescheid: *Du bist mir nicht genug, Gesil*. Genau das hatte der Bewahrer ihr bei

dem letzten seiner seltsamen Besuche zu verstehen gegeben. Und sie hatte mitbekommen, daß der Bewahrer

deshalb auf etwas wartete. Vielleicht auf ein fehlendes Glied, das ihre Schwächen ausglich. Wie lange dieses

Warten aber dauerte, darüber wußte sie nichts.

»Also gut«, sagte sie. »Zeige mir das Trainingszentrum, Conn-Y-Spreik.«

Der Name ging ihr noch immer nicht glatt über die Lippen. Der erste, echte Truillauer dieses Namens hatte

einige Fehler begangen - und war daraufhin »repariert« worden. Doch Gesil blieb nicht verborgen, daß sich

hinter diesem Ausdruck der komplette Austausch des Truillauers verbarg. Was mit dem echten, ersten Conn-Y-Spreik,

den sie Conny genannt hatte, geschehen war, wußte sie nicht.

Und seitdem war ihre Isolation perfekt.

Ihr einziger Freund war verschwunden, der Ersatz war höchstens zu Unterwürfigkeit und Lobreden auf den

Bewahrer fähig.

Sie folgte dem rollenden Fladen durch Korridore und Antigravschächte. Auf längeren Strecken ließen sie sich

von Transportfeldern bewegen. Schließlich erreichten sie eine Halle von vierzig mal vierzig Meter

Grundfläche.

Auf den ersten Blick fühlte sich Gesil von so viel komplexem Aufbau erschlagen. Das Zentrum erinnerte an

eine altertümliche industrielle Fertigungsstraße. Geräte verschiedenster Art und Form reihten sich hintereinander, nebeneinander.

Etwa ein Dutzend Truillauer bewegten sich durch den Parcours. Der nächste von ihnen lag auf einem langen

Rollband, das sich mit hoher Geschwindigkeit bewegte.

»Es ist seine Aufgabe«, erklärte Conn-Y-Spreik, »möglichst rasch das andere Ende zu erreichen. Sonst wird er

sterben.«

»Ein optimaler Leistungstest«, entgegnete die Frau zynisch.
So viel Mißachtung intelligenten Lebens war ihr zuwider. Sie beobachtete, wie am Anfang des Rollbandes ein Desintegratorfeld aufflackerte. Pro Sekunde rückte es in festgelegtem Tempo dem Truillauer hinterher.
Der Fremde beschleunigte sein Tempo in panischer Hast. Er rollte schneller, als Gesil je hätte rennen können.
Dennoch schien es, als habe er keine Chance. Das Feld kam näher. Mit dem Tod im Rücken holte der Truillauer das Letzte aus seinem genormten Fladenkörper heraus.
Zentimeter vor dem Feld erreichte er das Ende des Bandes, sprang hinunter und blieb mit pfeifenden Geräuschen am Boden liegen. Der Körper pulsierte hektisch.
»Sehr gut«, lobte Conn-Y-Spreik. »Lob sei dem Bewahrer von Truillau! In seiner Weisheit hat er es so eingerichtet, daß jeder unserer Körper exakt dasselbe zu leisten vermag. Nur liegt es am Geist, die Grenzen zu erkennen und zu erreichen.«
Gesil rückte angewidert ein paar Meter weiter.
Dort vorn stand eine tonnenschwere Presse. Zwei Truillauer legten sich auf den Boden. Dann kam das Gewicht herunter. Mit aller Macht kämpften sie dagegen an, zerquetscht zu werden.
Das Gros der Geräte hier ergab dennoch keinen Sinn für sie; eher schon die Reihe primitiver Haltestangen, die von der Decke hingen.
»Da oben kommt der Kommandant!« rief Conn-Y-Spreik mit heller Stimme.
Sie erkannte den Truillauer, der über eine Rampe die Decke erreicht hatte. Wie wenig Luxus es hier gab - Haltestangen, Rollbänder, einfache Geräte. Aber Luxus und körperliche Leistung, diese Werte paßten nicht zusammen und wurden folgerichtig hier getrennt.
»Er wird das Klat-Spiel spielen«, erklärte ihr Leibdiener. »Gleich erscheinen die Jäger. Dann muß Serb-A-Sherba versuchen, an den Stangen zehn Minuten lang zu entkommen. Das Feld ist begrenzt, keiner darf sich fallen lassen oder technisches Gerät benutzen.«
Oben bildete der Kommandant vier lange Greiftentakel. Damit schwang er sich von Stange zu Stange, bis er die Mitte erreicht hatte. Der Truillauer pendelte schwerfällig, schien etwas Bestimmtes zu erwarten. Gerade wollte sie fragen, da geschah es.
Aus einem Luk schossen zwei pfeilschnelle Roboter.
»Das sind die Klaten!« rief Conn-Y-Spreik begeistert.
Ebenso wie Serb-A-Sherba hangelten sie sich an den Stangen entlang. In zusätzlichen Händen steckten scharfe Säbel; damit schlugen sie nach ihrem Opfer. Doch als sie kamen, war der Kommandant lange weg. Mit unglaublicher Geschwindigkeit hatte er sich weggehängt und befand sich bereits auf dem Weg an den Rand

der Stangenfläche.

Die Roboter folgten ungestüm.

»Und welche Waffen hat Serb-A-Sherba?« fragte Gesil.

»Keine«, lautete die unterwürfige Antwort. »Er spielt das Spiel ja freiwillig. Wenn er überlebt, fällt das

Ergebnis um so großartiger aus.«

»Du willst sagen«, meinte sie, »daß da oben wirklich schon Truillauer gestorben sind?«

»Aber ja. Dem Kommandanten ist das allerdings noch nicht passiert.«

»Das«, gab sie mit beißendem Spott zurück, »habe ich mir fast gedacht.«

Serb-A-Sherba entfloh mit atemberaubender Geschwindigkeit den Attacken seiner Jäger. Wenn es nötig war,

bildete er zusätzlich Tentakel aus, täuschte damit eine Richtung an und bewegte sich in die andere.

Acht Minuten noch. Die Frau ertappte sich dabei, wie sie mit dem Kommandanten fieberte. Da oben fand eine

Jagd auf Leben und Tod statt. Und den Tod wünschte sie niemandem.

Einmal ließ sich Serb-A-Sherba unvorsichtig in eine Ecke drängen. Sie hatte bereits einen Schrei auf den

Lippen - doch der Truillauer wählte ein letztes Rettungsmanöver. Er ließ sich fallen, schnellte zwei

Tentakelarme auf zwei Meter Länge heraus und erwischte einen Robot am unteren Ende.

Irgendwie brachte Serb-A-Sherba es fertig, seinen eigenen Schwung nach oben umzukehren. Er flog sechs oder

sieben Meter weit, dann fand er wieder festen Halt an einer Stange. Der Schlag des Roboters kam um

Sekundenbruchteile zu spät.

Ein scharfer Gong stoppte die Klaten mitten in ihrer Bewegung. Mit lockeren Bewegungen hangelte sich Serb-

A-Sherba an den plötzlich harmlosen Robots vorbei.

Gesil konnte aufatmen, das Spektakel war beendet. Es hatte nicht dazu beigetragen, ihr den Bewahrer und seine

Schergen sympathischer zu machen.

Sekunden später lag der Kommandant vor ihr.

»Womit kann ich dienen?« fragte er.

Nichts in seiner Stimme wies auf ausgestandene Todesfurcht oder Anstrengung hin.

Sie brauchte ein paar Sekunden, bis sie umgeschaltet hatte. »Ich möchte eine neue Suite«, sagte Gesil. »Mit der

alten bin ich nicht zufrieden. Sie behagt mir nicht.«

»Aber etwas Besseres vermag die CASSADEGA nicht zu bieten.«

»Ich will es nicht besser, ich will es anders. Ich will, daß alle Wände transparent gemacht und zugleich einseitig

verspiegelt werden, so daß ich draußen alles beobachten kann, aber selbst nicht gesehen werde. Außerdem

sollte die neue Suite außerhalb des Palastgartens liegen. Ich ziehe es bodenständiger vor, weil ich mich daran

erinnern möchte, daß dies ein Raumschiff ist.«

Und um nicht zu vergessen, daß sie eine Gefangene war. Um dem bequemen Luxus des Palastgartens aus dem

Weg zu gehen. Das jedoch fügte sie nicht hinzu.

»Nun ...«

Der Kommandant zögerte eine Weile. Sie sah dem Fladen förmlich an, wie er sich innerlich wand.

»Ich bestehe darauf.« Zeit, ein wenig die Daumenschrauben anzuziehen. »Ansonsten zweifle ich die

Gastfreundlichkeit des Bewahrers von Truillau an.«

»Unmöglich!« rief der Kommandant empört. »Aber es ist allein Sache des Bewahrers, über bauliche

Veränderungen im Residenzschiff zu entscheiden. Zumal mittschiffs, wo die Besatzung keinen Zutritt hat.«

»Ich verlasse mich auf dich«, antwortete Gesil mit gespielter Arroganz. »Und ich rechne darauf, daß die neuen

Räume in zwei Stunden bezugsfertig bereitstehen.«

Sie wandte sich ab und ließ Serb-A-Sherba liegen. Einerseits lachte sie innerlich - und auf der anderen Seite

schämte sich die Frau, daß sie den Konflikt zwischen ihr und dem Bewahrer auf seinem Rücken austrug.

Doch Gesil tröstete sich.

Statt körperlichen Überlebenstrainings eine Zwickmühle für den Geist. Wer so verrückt war, an diesen Halte-

Stangen mit zwei Killerrobots einen Kampf auszutragen, verdiente es nicht anders.

*

Während der Wartezeit ließ sich Gesil müßig durch das Schiff führen. Etwas Besseres gab es nicht zu tun. Sie

hatte schon so oft und lange gewartet - doch zum Glück bot die CASSADEGA noch vieles, was für sie neu war.

Fast eineinhalb Jahre inzwischen ...

Zunächst der Flug nach Truillau, damals noch mit dem ehemaligen Sotho Tal Ker auf der SHARN-Y-YAAK.

Dann die Gefangenschaft auf dem Planeten Bipula, ihre Kontakte zu den Rebellen, schließlich die Überstellung auf dieses Schiff.

Ein Wunder, daß sie noch nicht an Langeweile gestorben war.

Aber es gab Dinge, die Gesil Antrieb verschafften. Sie wollte endlich wissen, wer sie damals entführt, wer mit

ihrem Genmaterial Monos gezeugt hatte.

Dieser Jemand, der mysteriöse Bewahrer, war letzten Endes auch für die Unterdrückung der Milchstraße

verantwortlich - das beste Indiz dafür lieferte die Technik. Sie stimmte so sehr überein, daß die Fakten für sich

sprachen. Der Bewahrer hatte Monos nicht nur gezeugt oder zeugen lassender hatte ihn auch mit den

notwendigen Mitteln für seine Herrschaft ausgestattet.

Ebenfalls auf das Kerbholz des Bewahrers ging natürlich Truillau; die Unterdrückung der Völker, die

genetische Normung seiner Bewohner. Der Fremde, hatte unglaubliches Leid über ganze Galaxien gebracht.

Gesil war gespannt, welche Rechtfertigung dafür existierte. *Wenn* es denn eine gab.
»Hier entlang«, sagte Conn-Y-Spreik. »Eine Ebene noch. Dann erreichen wir deine neue Suite.«
Das Fladenwesen führte sie durch einen Antigravschacht, anschließend entlang eines langen, glitzernden Ganges. In der Tat bestand das Wandmaterial aus durchsichtigem Kunststoff. Nur dort hinten, am Ende des Korridors, befand sich eine blinde Stelle von Wohnungsgröße.
»Das ist es?« fragte sie.
»Ja, das ist es.«
Conn-Y-Spreik rollte voraus. Selbst dabei brachte er es fertig, eine Art unterwürfige, geduckte Haltung an den Tag zu legen. Er schob die Tür auf und wies mit einem rasch gebildeten Tentakelarm hinein.
»Man hat sich größte Mühe gegeben. Die Zeit war knapp.«
Gesil trat über die Schwelle. Den Truillauer wies sie an zurückzubleiben. Sie fand drei geräumige Zimmer vor:
eines zum Schlafen eingerichtet, zwei weitere als Wohnräume mit allem nur erdenklichen Luxus. Natürlich gab es eine Naßzelle, dazu eine kleine Kammer mit Regalen und verschließbarer Tür.
Durch die transparenten Wände erkannte sie Conn-Y-Spreik. Ihr Leibdiener hielt sich tatsächlich zehn Meter von der Tür entfernt auf. Der weitere Blick fiel auf angrenzende Korridore, verschwommen sogar auf die Stockwerke unter und über ihr.
Ab einer gewissen Entfernung bildeten Lichtreflexionen das erste Hindernis. Alles war genauso, wie sie es sich vorgestellt hatte. Unglaublich, all das innerhalb von zwei Stunden aufzubauen. Aber sie konnte nichts wirklich prüfen, dachte Gesil. Gewiß, die leeren Räume unter ihr waren sichtbar. Ob sie aber tatsächlich existierten oder ob es sich um Projektionen handelte, das wußte sie nicht.
Egal.
Die Hauptsache war, daß sie den Bewahrer von Truillau jetzt ein wenig ärgern konnte. Oder jedenfalls hatte sie ihr Bestes getan. Weitere Pläne reiften gerade erst in ihrem Geist.
Sie wollte diesen Fremden sehen. Und sie spürte, daß darin der Schlüssel für das ganze Rätsel lag.
»Conn-Y-Spreik!« rief sie probeweise, »Du kannst hereinkommen.«
Der Truillauer reagierte nicht, offenbar drang kein Wort nach draußen. Auch das gefiel ihr, es verschaffte ihr das Gefühl, eine gewisse Privatsphäre zu haben.
Und so trat sie zu ihm hinaus und sagte: »Ich bin zufrieden. Nur eine Frage beschäftigt mich noch: Wann erhalte ich endlich Kontakt mit dem Bewahrer?«
Sie hörte einen Laut, als habe der andere antworten wollen. Dann aber entschied sich Conn-Y-Spreik für Schweigen.
»Nun komm schon. Sage es mir. Oder willst du, daß ich mich über dich beschwere?«
Wider Erwarten hatte die Taktik Erfolg.

»Wenn die Zeit reif ist.«

»Höre jetzt auf, dich herauszuwinden!« Sie dachte nicht im Traum daran, lockerzulassen. »Ich will konkrete

Daten hören! Heraus damit!«

Der Truillauer wand sich vor Verlegenheit. »Den genauen Zeitpunkt kann ich nicht nennen! Ich bin nur ein

Leibdiener, Gesil. Ich bin so niedrig, ein Staubkorn gegen dich, nichts gegen den allmächtigen Bewahrer.«

»Aber du weißt etwas. Jetzt ist es zu spät für dich.«

Der Truillauer brauchte ein paar Sekunden, bis aus seiner ledrigen Körperhülle wieder Worte drangen. »Ein

Zeitpunkt ist mir nicht bekannt«, erklärte er widerstrebend. »Wohl aber der Ort. *Meliserad. Das Zentrum der*

Macht. Dort wird der Bewahrer von Truillau dir entgegentreten.«

Conn-Y-Spreik sprach mit so großer Ehrfurcht, daß sie nicht auf den Gedanken kam, sie werde gehalten.

»Na also«, meinte sie triumphierend. »War das so schwer für dich? Was habe ich schon erfahren, das man mir

nicht ohnehin gesagt hätte ...«

Der Ort stand fest. Nur die Zeit noch nicht.

Was allerdings nicht hieß, daß sie sich mit dieser Ungewißheit abzufinden bereit war.

*

Erneut wurde ihr Leibdiener ausgetauscht. Anhand kleinster Zeichen bemerkte sie, daß schon wieder ein neuer

Truillauer die Rolle des Leibdieners übernommen hatte. Wahrscheinlich war der alte zu schwatzhaft gewesen -

obwohl sie nicht mehr als diese mageren Worte aus ihm hervorgelockt hatte.

Monate vergingen. Sie beschäftigte sich wieder intensiv mit Farben und Staffelei. Mit einem Pinsel auf

synthetischer Leinwand drückte sie ihre Gefühle aus. Dabei lernte sie nebenbei, mit sich selbst ins reine zu

kommen.

Was sie anfänglich an vager Zuneigung für den Bewahrer empfunden hatte, war längst erloschen.

Nur ... was

blieb übrig?

Haß, Ablehnung? Oder womöglich im entscheidenden Moment Neutralität, ein gewisses Verständnis? Den

Ausschlag mußte die persönliche Begegnung geben, und sie hoffte, daß sie diese Stunde überleben würde.

Eines Nachts war es wieder soweit.

Sie schreckte aus tiefem Schlaf auf. Da war der Bewahrer, irgendwo in der Nähe. Sie spürte den tastenden

Geist, fast sensorische Berührungen in ihrem Denken. Und nicht nur dort - auf eine schwer bestimmbare Weise

drang der Bewahrer tiefer vor. Sein Interesse galt Dimensionen, die Gesil nicht einmal selbst bekannt waren.

Etwas steckte in ihr. Sie wußte nicht, was es war; doch sie wußte, daß es dem Bewahrer nicht genügte.

Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit. War da eine Gestalt? Ein flimmernder, unstet sich verändernder Schatten? Aber nein. Rasch sprang sie auf und tastete nach einem der Lichtschalter. Eine Flut von Helligkeit umgab sie. Das goldene Leuchten drang von überall her, nur nicht aus den Zimmerlampen. So also versagte ihr Plan - doch sie hatte es nicht anders erwartet. Sie hatte nur erreichen wollen, daß der Bewahrer sie anders als bisher zur Kenntnis nahm. Und ihre Reaktion erhielt sie nun. »Du versteckst dich, Bewahrer!« rief sie. »Weshalb? Tritt hervor! Was gibt es, das ich nicht sehen darf?« Hinter den transparenten Wänden ergaben sich wirre Muster in der Lichterflut. Am Ende schien es, als tobten sich dort die Gewalten einer kleinen Sonne aus. Aber der Spuk endete, wie er gekommen war. Sie schaltete kurzerhand das Licht aus. Alles wurde wieder dunkel. Der Bewahrer blieb noch minutenlang in der Nähe, dann verschwand er ohne ein Wort. Sie war nicht besser dran als vorher.

2.

X minus 30 Tage.

Anfang Oktober 1171 NGZ.

QYLINAM.

Monate vergingen, ohne daß sie es schaffte, dem Bewahrer näher zu rücken. Zweimal noch sondierte er Gesil aus der Nähe, und beide Male ließ sie es still über sich ergehen. Sie hatte nicht resigniert, gewiß nicht. Aber es brachte nichts, einem Phantom hinterherzujagen. Oder nur dann, wenn man über die entsprechenden Gerätschaften zur Jagd verfügte. Ihrer Zeitrechnung nach war der 30. September angebrochen. Serb-A-Sherba hatte sie in die Zentrale rufen lassen. Gesil fühlte sich so aufgeregt wie schon seit langem nicht mehr. Näherten sie sich Meliserad? War der Bewahrer endlich bereit, ihr gegenüberzutreten? Am Ende war nichts von beidem der Fall. Eigentlich hätte sie es sich denken können. Der Einladung - oder Ladung - in die Zentrale haftete zwar etwas Außergewöhnliches an, doch die lang erwartete Sensation steckte gewiß nicht dahinter. »Gesil!« rief der Kommandant. Sie betrat aufmerksam den großen Raum, der mit hochentwickelten Geräten nur so gespickt war. Ihr Blick fiel sofort auf die große Bildprojektion. In unmittelbarer Nähe der CASSADEGA drehte sich ein Planet, eine Giftgaswelt von ungefähr Erdgröße. »Wo sind wir?« fragte sie. »Das dort unten ist Qylinam«, antwortete der Kommandant mit ausgesuchter Höflichkeit. »Wir besuchen mit dem Residenzschiff die leistungsfähigste Genfabrik des Bewahrers. Ich dachte, das würde dich

interessieren.«

»Ruhm und Glorie des Bewahrers interessieren mich kein bißchen.«

Serb-A-Sherba ließ sich nichts anmerken. Er tat, als habe er den sarkastischen Inhalt der Worte nicht bemerkt.

»Aber vielleicht die Fabriken selbst, Gesil. Die CASSADEGA wird von dort eintausend neue Besatzungsmitglieder aufnehmen.«

In der Tat, nun erwachte ihr Interesse. »Wozu das?« fragte sie.

»Auf Qylinam wird eine Elitetruppe herangezogen, die der Weisheit des Bewahrers optimal dienen kann. Die

tausend Rekruten ersetzen ebenso viele alte Soldaten, die ausgedient haben.«

»Ich verstehe«, sagte sie. »Ausgedient. Du meinst, daß sie beschädigt sind oder eine neue Konditionierung brauchen.«

»So ist es«, stimmte Serb-A-Sherba unbedacht zu. »Der Bewahrer ist sicher, daß du Qylinam besichtigen möchtest.«

»Da hat der Bewahrer sich allerdings getäuscht.«

Gesil drehte sich um und machte Anstalten, die Zentrale zu verlassen.

»Halt!« rief Serb-A-Sherba mit einer Andeutung seines Kommandotons. Doch sofort darauf klang seine

Stimme entschuldigend, als bereue er seine eigene Entschiedenheit. »Warte, Gesil! Außerdem läßt der

Bewahrer ausrichten, daß auf Qylinam eine Überraschung für dich bereitet wird!«

Sie hielt inne.

Die Frau zog die Augenbrauen hoch und begann zu lächeln. Serb-A-Sherba wußte genau, daß sie dem nicht

widerstehen konnte. Allzusehr zehrte der tatenlose Aufenthalt an ihren Nerven.

Sie war schon froh gewesen, die Einladung ohne sichtbare Mühe auszuschlagen. Aber eine Überraschung war

zuviel. Gesil spürte förmlich, daß es sich lohnen würde.

*

Eine Fähre brachte sie, Conn-Y-Spreik, den Kommandanten und ein Dutzend weitere Truillauer nach unten.

Die Rundsichtkuppel ließ den Eindruck entstehen, als befände man sich schutzlos inmitten der Giftgasatmosphäre. Unwillkürlich klammerte sich Gesil am Sitz fest. Die chemische Zusammensetzung kannte

sie nicht. Aber durch grauen Nebel trieben immer wieder ockergelbe Streifen, und in einer bestimmten Höhe

kondensierte weißer Dampf zu feinen, undurchsichtigen Tropfen.

In wenigen Kilometern Entfernung wurden Kuppelbauten sichtbar. Aus dieser Höhe ergab sich ein

langgezogener, geschlossener Kreis. Jede Kuppel durchmaß etwa vier Kilometer, der Kreis selbst mindestens

fünzig. Ein Schiebedach fuhr beiseite und nahm die Fähre auf. Sekunden später standen sie in kühler Luft mit

leichtem Schwefelgeruch.

»Folge mir!« bat Serb-A-Sherba.

Sie blieb dicht hinter dem Kommandanten. Hinter ihr rollten Conn-Y-Spreik und der Rest der

Truillauer.

Neugierig musterte die Frau ihre Umgebung: eine Landefläche für mindestens hundert Fähren dieser Art, mit einer verwirrenden Vielzahl von blauen und gelben Linien markiert. Aber bis auf das eine Fahrzeug war alles leer.

In der Mitte der Halle tat sich ein Antigrauschacht auf. Der Kommandant ließ sich fallen, sie und die anderen

folgten in kurzem Abstand. Bisher keine lebende Seele - wenn man die genormten Fladenwesen nicht ohnehin

schon um alles, was den Ausdruck Seele verdiente, gebracht hatte.

»Dahinten ist es«, meinte Serb-A-Sherba.

Hundert Meter tiefer wählte er den ersten Ausstieg.

Sie sprang hinterher und hatte plötzlich wieder festen Boden unter den Füßen. Und von einer Sekunde zur

anderen tauchte sie in eine Woge aus Lärm und Jubel ein.

Ein paar tausend Truillauer waren hier aufmarschiert. Sie füllten den riesigen Raum von einem Ende bis zum

anderen. Nur in der Mitte, direkt am Antigrauschacht, war freier Raum für die Ankömmlinge.

»Das sieht nicht aus wie eine Genfabrik!« rief sie Serb-A-Sherba zu.

»O doch! Laß dich von dem Empfang nicht täuschen, Gesil! All dies findet dir zu Ehren statt! Aber man wird

noch Gelegenheit finden, dir alles genau zu zeigen. Ah! Ich sehe Mamerule!«

Da vorn stand der wichtige Teil des Empfangskommandos.

Ein paar Normtruillauer hatten sich vom Rest der Gruppe abgesetzt. In ihrer Mitte erhob sich gerade eine Art

Sänfte; ein üppig gepolsterter Sitz mit Auswüchsen nach vorn und hinten. Darin thronte ein Wesen, dessen

Kopf im ersten Augenblick an einen Frosch erinnerte. Der Rest sah eher nach Topsider aus. Natürlich traf keines von beidem zu.

»Ich bin ein Prizappa«, erklärte der Fremde mit schriller Stimme. Majestätisch schwang er die Enden seines

dottergelben, häßlichen Umhangs. »Mein Name ist Mamerule. Ich soll dir die Fabriken zeigen, Hohes Wesen.«

»Du kannst mich Gesil nennen«, sagte sie. Der Ausdruck »Hohes Wesen« war ihr zutiefst zuwider. »Nun

denn.« Unschlüssig zuckte sie mit den Schultern. »Also zeige mir, was du zeigen willst.«

Mamerule war das erste Wesen seit langem, das ihr gegenüber ohne Ehrerbietung auskam - wenn man von dem

seltsamen Ausdruck eben absah. Aber da war Gesil keineswegs sicher, ob nicht Ironie dahintersteckte.

Außerdem war er Balsam für ihre Augen. Sie hatte es längst satt, nur mit genormten Fladenwesen zu verkehren.

Die grasgrüne Schuppenhaut, der Umhang, eine buntgemusterte Kappe auf dem Schädel ...

Mamerule winkte herrisch nach hinten.

Mehrere Truillauer brachten eine Sänfte zum Vorschein, die seiner ähnelte. »Ein Gefährt für dich, Gesil. Wir

haben lange Wege vor uns.«

Sie dachte nicht lange nach. Kurz entschlossen bestieg die Frau das thronähnliche Gefährt. Auf einer Lehne fand sie einfache Bedienungselemente vor. Die Polster waren bequem, wenn auch zu weich für ihren Geschmack.

Der Prizappa setzte seine Sänfte in Bewegung und schaute sich um, ob Gesil folgte. Als er ihren Troß von der CASSADEGA sah, winkte er ungeduldig. »Nicht ihr!« schrillte er. »Nur die Fremde!« Conn-Y-Spreik und selbst Serb-A-Sherba fügten sich. Dieser Prizappa stand offenbar hoch in der Rangordnung.

Sie steuerte mit ihm gemeinsam auf den Antigravschacht zu. Mamerules Sänfte glitt im abwärts gepolten Teil nach unten, sie folgte kurz darüber. Mindestens drei Kilometer legten sie zurück. Trotzdem erkannte die Frau kein Ende in der Tiefe.

»Eine riesige Station«, sagte sie laut.

»Das ist richtig.« Der Froschartige verdrehte den kaum vorhandenen Hals nach oben. »Deshalb kann ich dir auch nur Ausschnitte zeigen. Halt! Hier geht es hinaus!«

Seine Sänfte, schwebte voraus in einen Gang, der kilometerweit nichts als halbverarbeitetes Genmaterial enthielt. In vier Reihen übereinander lagen transparente Würfel mit je einem Kubikmeter Rauminhalt.

Zehntausende waren es, und das allein in diesem Abschnitt der Station.

Sie erkannte Spuren wachsender Organismen, weißliche Kulturen auf rötlichem Nährboden. Sensoren maßen für jeden Kubus etwa hundert Daten. Je ein helles Display gab über den Zustand der Kulturen Auskunft.

»Dies sind Gewebeproben der Kwah'nima«, erklärte Mamerule stolz. »Ein ergiebiges Volk. Beliebig formbar, bestes Rohmaterial für Forschungen.«

»Ich habe nie von den Kwah'nima gehört«, sagte Gesil.

»Das ist kein Wunder. Es gibt viele Rassen in Truillau.«

Mamerule beschleunigte seine Sänfte. Dabei gab er ein Geräusch von sich, das wie heiteres Glucksen klang.

Vielleicht lachte er, vielleicht hatte er ihre Erschütterung erkannt.

Welche Anzahl von Brutkuben!

Die Frau beeilte sich, Kontakt mit der Sänfte des Prizappa zu halten. Am Ende rasten sie mit mindestens hundert Kilometern pro Stunde dahin. Sie erkannte, daß der Gang einen weitgeschwungenen Bogen beschrieb und daß sie sich allmählich wieder dem Ausgangspunkt näherten.

Direkt neben dem Antigravschacht hielt Mamerule an.

Er manövrierte sein Gefährt nahe an die Wand - und hatte plötzlich ein Schaltpult vor sich.

»Sieh, Gesil!«

Erst jetzt fiel ihr auf, daß der nächste Brutkubus leer war. Als einziger enthielt er keine Genkulturen, auch die Datenleiste fehlte. Statt dessen füllte nun ein Hologramm den Innenraum aus. Stark verkleinert

erhob sich ein

Gebirge, davor lagen steinige Abhänge mit graublauem Sand.

»Was soll das?«

»Jetzt«, erklärte Mamerule.

Sie kniff aufmerksam die Augen zusammen. An der Grenze zwischen Sand und Stein bewegte sich eine Herde

klobiger Wesen. Manche gingen auf nur drei Beinen, andere benutzten mehr als ein Dutzend. Sie alle jedoch

balancierten einen unförmigen, schuppigen Körper entlang der Steingrenze.

»Das sind die Kwah'nima«, meinte Mamerule. »Kluge Wesen, fähige Denker. Eines Tages bemerkten die

Begradiger des Bewahrers, daß es sich keineswegs um Tiere handelt. Im Gegenteil: Die Kwah'nima haben im

Kopf mathematische Rätsel gelöst, von denen wir nicht einmal wußten, daß es sie gibt.«

Gesil schaute nochmals hin. Erst jetzt erkannte sie, daß in den Bewegungen der Wesen auch Grazie lag. Die

Fremden taten ihr leid.

»Und nun?« fragte sie. »Lösen sie jetzt für den Bewahrer Rätsel?«

»Bedauerlicherweise nein.« Mamerule spielte versonnen mit seinem Umhang. »Seit der Normierung ihrer

Gestalt denken sie überhaupt nicht mehr. Aber wie du siehst ...«, seine Geste umschloß den gesamten Korridor,

»... arbeiten wir daran.«

*

Mehr als zwanzig Stunden verbrachte sie mit Mamerule in den Klonstationen von Qylinam. Nach einer Weile

sah für sie alles gleich aus. In den meisten Bereichen war keinerlei Anzeichen von Leben zu erkennen - außer

den Brutkästen, dem scheinbar wirren Nebeneinander von Chemie, Hochleistungscomputern und Technik.

Truillauern allerdings begegneten sie fast nie.

Dabei hatte Gesil das dringende Gefühl, daß bis vor kurzem jede Menge Leben diese Gänge und Hallen erfüllt

hatte. Es war, als sei ein großes Projekt seit gestern abgeschlossen. Oder als habe Mamerule für sie alles

stillegen lassen.

Die Entfernung war ein großes Hindernis. Einige Male nahm der Prizappa ihre Sänfte in Synchronsteuerung.

Dann fegten sie mit irrsinnigem Tempo durch Kurven und Schächte. Bis sich vor ihnen wieder eine neue Halle

auftat - oder eine weitere Million Brutkuben an ihr vorbeigezogen waren.

Ab und zu benutzten sie sogar Transmitter. Die Datenmenge wuchs lawinenartig an. Jedenfalls gab sich

Mamerule alle Mühe, ihren Schädel mit überflüssigen Informationen vollzustopfen.

»Ich habe genug«, sagte sie irgendwann. »Ich bin müde. Ich muß schlafen.«

Der andere drehte sich überrascht um, sein Froschmaul zeigte ein fremdartiges, verzerrtes Grinsen. »Warum

hast du das nicht früher gesagt?« schrillte er. »Nahe an meinem Büro ist für dich eine Unterkunft

vorbereitet

worden.«

»Ich möchte auf die CASSADEGA.«

Das war nur ein Schuß ins Blaue - aber er wirkte. Von einer Sekunde zur anderen überschlug sich Mamerule

vor Höflichkeit. »Aber Hohes Wesen! Hat man etwa versäumt, dich auf eine gewisse Überraschung

hinzuweisen?«

»Nein. Trotzdem habe ich keine Lust mehr, länger zu warten.«

»Nun, dann kann ich dir gern entgegenkommen. Zwar ist die Überraschung noch nicht ganz fertiggestellt, aber

ich kann sie dir dennoch zeigen.«

Gesil seufzte tief. »Was ist es?« fragte sie mit gespielter Desinteresse.

»Was du dir schon lange gewünscht hast: ein neuer Leibdiener.«

Er flog voran und kümmerte sich scheinbar nicht mehr um Gesil. Sie wußte nicht, ob sie weinen oder lachen

sollte. Und wegen dieses Unfugs hatte man den Ausflug nach Qylinam unternommen? Oder wegen der tausend

Ersatzleute, von denen Serb-A-Sherba gesprochen hatte?

Als dritte Möglichkeit blieb ihr geheimer Verdacht übrig. Der Bewahrer wollte ihr zeigen, welcher Apparat

hinter ihm stand. Dabei hatte er das als Beherrscher von Truillau nun wirklich nicht nötig.

*

»Hier entlang!«

Mamerule war aus der Sänfte gestiegen und führte die Frau in einen Trakt, der gegen alle Erlebnisse vorher

winzig aussah. Vielleicht zehn Räume, dachte sie. Überall standen Computerterminals, außerdem Variomöbel

und Serviceautomaten.

»Das ist mein Büro«, erklärte der Prizappa. »Ah! Und da kommt schon mein spezieller Freund! Ich habe ihn

lange allein gelassen. Das mag er nicht.«

Ein winziges, pelziges Bündel kam ausgelassen auf den Prizappa zugehüpft. Es durchmaß zwanzig Zentimeter

und sah aus wie eine Kuppel, aus deren unterer Hälfte kleine Beine schnellten.

»Ein Ke-Ri«, sagte sie.

»Ja.« Mamerule nahm seinen »speziellen Freund« auf und streichelte zärtlich sein Fell. »Die teuersten

Haustiere, die es in Truillau zu kaufen gibt.«

»Ich habe davon gehört«, meinte Gesil ausweichend.

»Hier!« Er streckte ihr das Bündel hin. »Möchtest du ihn halten?«

Gesil nahm das vermeintliche Tier vorsichtig in beide Hände. Aus dem Pelz schaute ein filigranes Gesicht mit

rüsselförmiger Schnauze hervor.

»Ein schöner Ke-Ri«, stellte sie fest. »Ein richtiger kleiner Ulupho.«

Sie spürte, wie sich das Bündel in ihren Händen versteifte. Alles Leben war aus dem winzigen Gesicht

gewichen.

»Ulupho?« fragte Mamerule zurück.

»Ja. Ein Kosename aus meiner Herkunftsgalaxis. So nennen wir possierliche, kluge Haustiere.«

»O ja!« schwärmte der Prizappa. »Klug ist mein Ke-Ri wirklich. Ganz erstaunlich manchmal.«

Dabei, hatte Mamerule keine Ahnung, wie richtig er damit lag. Nicht den Schimmer einer Ahnung. Und sie

würde ihm keinen Anlaß bieten, seine Meinung zu überprüfen.

Nur der Ulupho war jetzt gewarnt.

Gesil reichte das kleine Pelzbündel an seinen Besitzer zurück.

»Wo bekommt er seinen Auslauf?« fragte sie.

»Ich habe einen Garten. Er liegt hinter den Büroräumen und deiner Unterkunft. Später zeige ich ihn dir gerne.

Aber zuerst wollen wir uns deinen neuen Leibdiener ansehen.«

Der Froschähnliche führte sie durch einen Seitenkorridor in eine kleine Halle, die nur hundert Meter entfernt

lag. Weder die Decke noch der Boden waren sichtbar. Der ganze Raum schien konstruiert wie eine riesige

Spirale. Dicke, rohrartige Gebilde umschlossen bis in den entferntesten Hintergrund jene Geräte, die den

Mittelpunkt der Halle bildeten.

Ein, rosafarbener Schimmer drang aus den Rohren. Sekundenlang hatte die Frau das Gefühl, sie könne die

Wandungen mit ihrem Blick durchdringen; amöbenhafte Wesen, sich windend vor Schmerz, von einer zähen

Flüssigkeit vorbeigetragen. Jemand hatte sie in den geschlossenen Kreislauf der Rohrspiralen gesperrt und

bediente sich nun ihrer.

Gesil schüttelte den Kopf. Es war nichts. Sie hatte sich getäuscht.

Ein langer Steg führte in den Mittelpunkt der Halle. Mamerule winkte sie hinter sich her, auf seinem

Froschmaul standen plötzlich dicke Tropfen. Der Prizappa bot ein Bild grenzenloser Vorfreude.

Und all das wegen ihr.

Da sah sie es. Tatsächlich war Gesil auf den ersten Blick fasziniert. Von oben und von den Seiten zweigten aus

den großen Rohren dünne, gläserne Leitungen ab. Farblose Flüssigkeit pulsierte, Gasblasen perlten an den

Leitungen aufwärts.

Im Zentrum der Halle stand ein Art Tank. Dorthin führten die Leitungen. Es handelte sich um eine

durchsichtige Glocke von drei Metern Durchmesser, in deren Innerem ein Körper schwamm.

»Das ist er«, sagte Mamerule. »Sein Name ist Voltago.«

Gesil starrte das scheinbar leblose Wesen an. Ein humanoider Körper schwamm da in dicker Nährflüssigkeit,

tiefschwarze Haut überzog wohlgeformte, kräftige Glieder. Der Schädel des Wesens hatte menschliche Form,

wies aber nur Ansätze eines Gesichtes auf. Voltago hatte keinerlei primäre Geschlechtsmerkmale.

»Wir haben ihn nach deinem Bild geschaffen«, erklärte der Prizappa stolz. »Was denkst du?

Wirst du ihn

mögen, ihm vertrauen?«

»Vertrauen?« wiederholte sie geistesabwesend. »Wie kommst du auf die seltsame Idee?«
Erst jetzt schaute sie auf die Beine des Wesens, das der Froschähnliche Voltago genannt hatte.
Bis zu den
Knien war die Ähnlichkeit noch vorhanden - dann allerdings folgte das, was ihren Blick
angezogen hatte. Statt
Waden und Füßen sah sie zwei farblose Metallblöcke. Sie wußte instinktiv, daß es sich um Metall
handelte.
Beide waren fünfzig Zentimeter lang, durchmaßen etwa fünfzehn und gingen übergangslos in
tiefschwarze
Haut über.
»Sieh nur genau hin!« säuselte Mamerule. »Ein Meisterwerk, nicht wahr?«
In der Tat; sie hatte nie zuvor einen solchen Übergang zwischen Prothesen und Gewebe gesehen.
Es sah aus, als
sei überhaupt kein Übergang vorhanden. Außerdem zweifelte sie an ihrem eigenen Ausdruck.
Vielleicht mußte
es nicht Prothese heißen, sondern Verkleidung. Vielleicht hatte sie einen Cyborg oder Robot vor
sich.
Aber nein! Nicht hier in Truillau.
Hier dominierten die genetischen Wissenschaften.
»Ist er lebendig?« fragte sie.
»Natürlich! Ich sagte doch, er wird dein neuer Leibdiener. Zwei Tage noch bis zur Fertigstellung.
Dann kommt
er zu Bewußtsein. Der Bewahrer hat entschieden, daß deinen außergewöhnlichen Bedürfnissen
nur ein
außergewöhnliches Wesen gerecht wird.«
»Und aus welchem Genmaterial ist Voltago geklont worden? Wie sah er vorher aus?«
Mamerule verlor erstmals ein wenig seiner Haltung. »Ich weiß es auch nicht«, gab er säuerlich
zurück, »obwohl
ich ein Normierer bin. Aber die Hände des Bewahrers normen mehr als meine. Ich habe keinen
Grund, an
seinen Entscheidungen zu zweifeln. Voltago wird seine Aufgabe erfüllen.«
»Oh, daran zweifle ich nicht.«
Ihren Worten gab sie einen sarkastischen Klang.
In Wahrheit aber lief ihr ein Schauer über den Rücken.

*

Deno, so hieß der Ke-Ri des Prizappa.
»Gehe nur mit ihm in den Garten«, meinte Mamerule. »Ich bin froh, Gesil, wenn du Freude daran
findest.«
Sie war ausgeschlafen und fühlte sich frisch. Während sie in einem Luxusbett gelegen hatte, war
der Prizappa
offenbar an der Arbeit gewesen. Der oberste Normierer von Qylinam wirkte ausgebrannt. Seine
Augen ließen
jeden Glanz vermissen.
Aber Mamerules Verfassung paßte gut in ihre Pläne.
»Ke-Ri!« rief sie. »Komm zu mir!«
Dabei ging Gesil in die Knie und sah das kleine, hellbraune Pelzwesen freundlich an.
Noch hockte es verschüchtert unter einem schwerbeladenen Bürotisch. Doch schon kroch es wie
ein echtes Tier

darunter hervor, scheinbar angelockt vom Klang der Stimme. Es schnüffelte mit der spitzen Rüsselschnauze

zunächst an ihren Stiefeln, dann an ihrer linken Hand.

»Er ist sehr zutraulich, Hohes Wesen. Komm, ich führe euch in den Garten.«

Gesil nahm den Ke-Ri sacht in beide Hände. Das winzige Gesicht schaute mißtrauisch, für einen Augenblick

sogar regelrecht drohend.

»Warte ...«, murmelte sie so leise, daß ausschließlich Deno es hören konnte.

Zehn Minuten später waren sie im Garten allein. »Ich bin in drei Stunden zurück«, rief der Prizappa, dann

verschwand er. Schwere Türen fielen zu. Gesil war sicher, daß sie diesen Ort ohne Führer - oder Bewacher -

nicht verlassen konnte.

In ihrem Rücken war die Wand, die Türritzen zeichneten sich unverkennbar ab. Nach vorne hin allerdings

erstreckte sich eine endlose Projektionslandschaft. Samtbrauner Himmel, Moosboden, durchzogen mit nassen

Schlicktümpeln, dazwischen Buschwerk mit roten und weißen Blüten. Die ersten zwei-, dreihundert Meter

waren echt, schätzte sie. Der Rest wurde dem Betrachter vorgespiegelt.

So also fühlte sich ein Prizappa wohl. Auch der Luftdruck entsprach nicht ganz den Verhältnissen in der

Station. Das einzige Anzeichen von Zivilisation fand sie in Steinbänken, die alle paar Meter herumstanden.

Zu einer davon ging die Frau und setzte sich. Den Ke-Ri trug sie nach wie vor in beiden Händen.

»Hallo, Deno!«

Sie sah, wie das Pelzwesen mit sich rang.

Keine Antwort.

»Du bist ein Ulupho«, setzte sie deshalb hinzu. »Einer aus der Mächtigkeitsballung von ESTARTU.«

Die spitzen Lippen zitterten, sie wurden nervös aufeinandergepreßt. Gesil sah genau hin. Es war nicht leicht, in

einem so kleinen, fremdartigen Gesicht zu lesen.

»Sag etwas«, bat Gesil sanft. »Ich verstehe deine Lage. Oder fürchtest du Lauscher?«

Mindestens fünf Minuten verstrichen, bis der Ulupho sich überwunden hatte. Sie wußte genau, in welchen

Zwiespalt sie ihn gebracht hatte, daß es für ihn aussehen mußte, als treffe er die Wahl zwischen Leben und Tod.

»Er kann uns hier nicht hören«, meinte der Ulupho dann leise. »Keine Kameras. Keine Spionsonden.«

»Endlich redest du, Deno. Das ist gut. Du bist sicher, daß es keine Abhörmechanismen gibt?«

»Ja. Absolut. Aber mein Name ist nicht Deno.«

»Das kann ich mir denken. Wie ist dein Name denn?«

Die nächsten Worte klangen zunächst fremd. Aber Gesil bemerkte, daß der Kleine auf Sothalk umgestiegen

war. Gegen das Spektra klang diese Sprache hart.

»Ich bin Zhunh aus dem Volk der Ulupho. Mein Stamm sind die Poth, zuerst in die Galaxis Siom-Som, dann

hierher verschlagen. Trotzdem kannst du mich weiter Deno nennen.«

»Mein Name ist Gesil«, antwortete sie in derselben Sprache. »Ich kenne dein Volk aus seiner Heimat. Aber du

mußt keine Angst haben. Ich werde dich und deine Artgenossen niemals verraten. Ich weiß, daß nur euer

Haustierstatus euch schützt. Sonst würde man euch normen wie alle anderen Wesen auch.«

»Vielleicht töten«, setzte der Ulupho hinzu.

»Ja«, gab sie ernsthaft zurück. »Womöglich auch das. Aber ich bin dein Freund. Ich kenne sogar ein weiteres

eurer Geheimnisse. Ich weiß, ihr haßt die Herrschaft des Bewahrers. Ihr gehört zur Untergrundorganisation der

Topar.«

Mit den Handinnenflächen spürte sie, wie sich Deno versteifte.

»Du ... du bist eine Agentin des Bewahrers!« rief er spitz.

»Nein, das bin ich nicht. Ich bin ebenso ein Opfer wie viele andere. Ich wurde aus meiner Heimat entführt, das

war vor langer Zeit. Man hat mein Genmaterial mißbraucht. Nun bin ich gekommen, um den Motiven des

Bewahrers auf den Grund zu gehen.«

»Das ist unmöglich«, sagte das Pelzwesen.

»Kann sein«, gab sie unbeeindruckt zurück. »Aber ich bin entschlossen, es trotzdem zu schaffen. Wenn ich die

nötige Hilfe bekomme. Andere Topar als du haben mir bereits geholfen.«

»Beweise das.« Der Ulupho saß nun aufmerksam und ohne jede Scheu in Gesils Händen. »Sonst werde ich uns

beide töten. Dieser Garten steckt voller Sprengladungen. Ich bin auf alles vorbereitet. Mein Tod hält mich nicht

ab.«

Schrecken durchfuhr die Frau - aber mit so etwas hatte sie rechnen müssen. Sie reckte sich ein wenig und setzte

den Ulupho vor sich auf die Steinbank.

»Welchen Beweis verlangst du?«

»Das ist dein Problem. Ich kann nicht dulden, daß du ohne weiteres mit deinem gefährlichen Wissen

herumläufst. Der Bewahrer könnte mißtrauisch werden. Oder Mamerule. Selbst wenn du schweigen wolltest -

in einem Verhör würde man dich zum Reden bringen.«

»Das bezweifle ich«, antwortete Gesil. »Der Bewahrer braucht mich ... zu irgend etwas. Er wird sich hüten.«

»Genug geredet. Den Beweis.«

Das kleine Pelzwesen vor ihr machte Ernst. Sie wußte es instinktiv.

»Ich werde dir Daten nennen«, sagte sie. »Ich kam nach Truillau mit einem Muschelschiff namens SHARN-YYAAK.

Kommandant war ein Kontide namens Per-E-Kit. Gibst du dich damit zufrieden?«

Deno dachte lange nach.

»Ja«, entschied er dann. »Deine Daten sind mir ein Begriff. Wärest du eine Agentin des Bewahrers, unsere

Sache wäre längst gescheitert.«

»Dann erzähle mir, Deno, was auf diesem Planeten vor sich geht! Rasch! Wer weiß, wieviel Zeit Mamerule uns wirklich zugesteht!«

»Was hier vorgeht, weiß ich selbst nicht.«

»Aber du mußt Anzeichen gesehen haben!«

»Das stimmt. Alles deutet darauf hin, daß in diesen Tagen ein unglaublich wichtiges Projekt vollendet wird. Ein

Projekt, für das immenser Aufwand getrieben wurde. Sogar der Bewahrer soll sich auf Qylinam aufgehalten

haben.«

»Was für ein Projekt?«

»Ich weiß es wirklich nicht«, beharrte der kleine pelzige Kerl. »Die Topar hatten deshalb einen Überfall

geplant. Wäre nicht die CASSADEGA eingetroffen, wir hätten heute zugeschlagen. Dann hätten wir alles

erfahren.«

»Es ist nicht zu spät«, meinte sie. »Was hält euch zurück?«

»Die CASSADEGA ...«

»... ist ein mächtiges Raumschiff«, fiel sie dem Kleinen ins Wort. »Aber nicht unüberwindlich. Vielleicht ist es

das Risiko wert.«

Gesil nahm den Ulupho vorsichtig hoch und setzte das Pelzwesen auf ihre Schulter. Dann erhob sich die Frau.

Geistesabwesend suchte sie einen Pfad zwischen den Schlicktümpeln, der begehbar war. Die unmittelbare Nähe

der Tür störte sie.

»Wie gut seid ihr vorbereitet?«

»Sehr gut. Dreißig Topar-Schiffe.«

»Ich rate euch: Wagt es! Zumindest gewinnt ihr Qylinam; ihr könnt herausfinden, um welches Projekt es sich

handelt. Dann könnt ihr den Planeten vernichten, wenn ihr wollt.«

»Und was ist mit dir?« fragte Deno auf ihrer Schulter. »Was willst du tun?«

»Eine gute Frage.«

Gesil lenkte vorsichtig ihre Schritte durch zwei Buschinseln. Sie bog lange Zweige beiseite und achtete darauf,

daß ihr neuer Freund nicht von der Schulter rutschte. Ihre Füße versanken im Schlick. Hinter den Büschen

glitzerte ein kleiner Teich mit befestigtem Ufer.

»Ich kann noch keine Entscheidung treffen«, sagte sie. »Einerseits verlangt es mich nach Freiheit. Die hätte ich

bei den Topar. Außerdem würde mein Verlust den Bewahrer schwer treffen, dessen bin ich sicher.«

»Und andererseits?«

»Nun ... ich weiß, daß die CASSADEGA bald Kurs auf Meliserad nehmen wird.«

»Meliserad!« wiederholte Deno voller Ehrfurcht. »Es ist nicht leicht, das Zentrum der Macht zu erreichen.

Dorthin gelangen nur wenige.«

»Das wußte ich nicht. Aber es bestärkt mich in meinen Zweifeln. Die Topar - und offener,

wahrscheinlich

sinnloser Kampf. Oder die Lösung aller Rätsel auf Meliserad.«

Gesil setzte sich auf einen trockenen Stein am Ufer. Die Stiefelsohlen hingen bis ins Wasser.

Gleichzeitig

sprang das Pelzwesen von ihrer Schulter und kugelte sich übermütig auf dem weichen Moosboden.

Plötzlich jedoch kam Deno zur Ruhe.

»Ich benachrichtige meine Freunde«, sagte er. »Wenn der Überfall stattfindet, so ist das morgen der Fall. Dann

mußt du dich entscheiden.«

*

Mamerule zeigte seine Erschöpfung überdeutlich. Eine weitere Nacht war vergangen, und sie konnte sehen, daß

der Prizappa wieder keine Ruhe gefunden hatte. Der ansonsten dottergelbe Umhang wirkte faltig, voller

Schmutz. Es war, als spiegele das Kleidungsstück den körperlichen Zustand seines Trägers wider.

Nun aber machte sich in seiner Gestik Zufriedenheit breit. Gesil sah, daß er es geschafft hatte.

»Gesil!« rief der Normierer schrill. »Ich möchte, daß du mich begleitest. Der große Augenblick ist da!«

Mit gemischten Gefühlen folgte sie dem Prizappa. Der Überfall der Topar stand für den heutigen Tag bevor.

Aber wann? Zu welcher Uhrzeit? Sie hatte keine Ahnung, weil sie Deno nicht wiedergesehen hatte.

Am Arm trug sie einen Chronographen, der auf die Bordzeit der CASSADEGA eingestellt war.

Es war kurz

vor Mittag. Sie verspürte Hunger, achtete aber jetzt nicht darauf.

Da vorn war die Halle.

Zum zweitenmal sah sie die riesige Spirale, die den ganzen Raum umschloß. Durch die dicken Rohre pulsierte

jetzt fast sichtbar Flüssigkeit, und hohe Luftfeuchtigkeit erfüllte den Innenraum der Halle.

Von einer Sekunde zur anderen standen Schweißtropfen auf Gesils Stirn. Mamerule jedoch blühte sichtlich auf,

als die heiße Atmosphäre ihn umfing.

»Da ist er!« rief der Normierer.

Seine Worte waren überflüssig. Gesil folgte ihm über die Rampe in die Mitte des Raumes. Der Anblick war

derselbe wie gestern, aber dennoch hatte sich etwas grundlegend verändert.

Die Brutkuppel schien förmlich unter Strom zu stehen. Ganz oben hatte sich eine Luftblase gebildet. Außerdem

bemerkte Gesil die Schwüle, die Vibration des Kuppelmaterials und einiges mehr, was sie nur mit dem

Unterbewußtsein erfaßte. Schauer liefen ihr über den Rücken.

Mamerule ließ vor sich ein Schaltpult aus dem Boden wachsen. Die Bedienungselemente schmiegen sich in die

Hände des Normierers. Seine plumpen Finger entfachten einen Wirbel aus Schaltvorgängen; jeder Tastendruck

saß wie tausendfach geübt.

Gesil starrte den Klon an.

Voltago.

Sie wollte nichts mit diesem Produkt zu tun haben - und gleichzeitig konnte sie sich einer gewissen Faszination

nicht erwehren. Da! Hatte sich der Körper bewegt? Nein, dachte sie, ihre Augen hatten ihr einen Streich

gespielt. Der tiefschwarze Körper des neuen Leibdieners schwamm unbewegt in der perlenden Nährflüssigkeit.

Feine Entladungen trübten die Transparenz der Glocke. Das Material stand tatsächlich unter Strom. Und im

Innern geriet die Flüssigkeit in starke Bewegung, Wellen entstanden, und Schaum bildete sich.

Als Voltago einmal kurz an den Rand gespült wurde, zuckte ein greller Blitz auf. Aber anschließend wirkte der

Körper des Wesens unversehrt. Sie begriff, daß die Metallblöcke unterhalb der Knie alles aufgenommen hatten.

So leicht war Voltago nicht verwundbar.

Nicht einmal jetzt - da er noch ohne Bewußtsein im Bruttank schwamm.

»Hilf mir, Bewahrer!« schrie Mamerule. Seine spitze Stimme kippte um, reichte teilweise bis in den

Ultraschallbereich. »O Herrscher von Truillau, nun vollende ich das Werk!«

Erneut tanzten seine Finger über das Schaltbrett.

Ein fürchterliches Stöhnen erschütterte die Halle. Gesil schaute sich um; und sie begriff, daß das Geräusch aus

den Rohren drang. Das Pulsieren des undurchdringlichen Materials war nun so deutlich sichtbar, daß kein

Irrtum möglich war.

Sie sah erneut den Tanz der amöbenhaften Wesen, die mit zäher Flüssigkeit durch die Rohrspirale gespült

wurden. Was beim erstenmal wie eine Täuschung ausgesehen hatte - nun erlebte Gesil es wirklich mit. Die

Wesen existierten. Durch ihre Bewegungen schrien sie stummen Schmerz hinaus. Sie wurden mißbraucht,

einem unbekannten Zweck geopfert.

»Hör auf damit!« schrie sie.

Mamerule lachte. Der Prizappa reagierte nicht.

Gesil fühlte sich wie versteinert. Sie spürte auf mentaler Ebene die ungeheure Qual der Wesen, die jetzt von

Saugpumpen erfaßt und aus den Rohren gezogen wurden. Ein langer Strom, durch enge Leitungen gepreßt.

Da kamen die ersten.

Die Frau hörte Schreie. Winzige Gliedmaßen krallten sich an den Innenseiten der gläsernen Leitungen fest.

Doch Gasblasen lösten immer wieder ihren Griff, dafür sorgte schon der Druck derer, die hinter ihnen kamen.

Der erste Schub erreichte die Brutkuppel.

Und Voltago zuckte zusammen, als habe ein Schlag ihn getroffen. Das war die erste Regung des Klons. Die

Wesen strichen mit hohem Druck an seinen Gliedmaßen und seinem Kopf vorbei; ein lebendiger Strom

passierte ihn, ein toter Strom wurde durch verdeckte Stutzen abgesogen.
Gesil begriff, daß in diesen Sekunden Millionen der Amöbenwesen starben.
»Sie zünden ihn«, erklärte der Prizappa begeistert. »Siehst du, wie er erwacht, Hohes Wesen?
Das ist wahre
Kunst! So wird die Norm unendlich übertroffen! Voltago schafft seine eigene Norm!«
Die Finger des Froschähnlichen standen von einer Sekunde zur anderen still. Ein Windhauch
streifte Gesil. Zu
anderer Zeit hätte sie die Abkühlung genossen; aber in diesen Augenblicken erfüllte der Tod der
Wesen sie mit
Schrecken und Haß.
Qylinam war ein Planet des Todes. Hier wurde genormtes Leben durch unglaubliche
Grausamkeit erkaufte.
Erneut der Windhauch, dazu ein Grollen aus den Rohrleitungen der Spirale.
Mamerule drehte sich um. Plötzlich bemerkte Gesil, daß aus dem Kopf des Prizappa spitze Ohren
wuchsen.
Angestrengt horchend legte er den Kopf schief.
Derweil fing Voltago in der Brutglocke an, sich zu bewegen. Noch strichen Tausende lebendiger
Zünder pro
Sekunde an ihm vorbei, und mit dem Tod der anderen erfüllte immer mehr Leben seinen
tiefschwarzen Körper.
Muskeln spannten sich unter der Haut, Bewegungen ließen das bisher kaum vorhandene Gesicht
spasmisch
zucken.
Der Mund öffnete sich.
Hände ballten sich zu Fäusten.
Und plötzlich standen Voltagos Augen offen. Der Klon blickte voll innerer Qual um sich - er
hatte nicht die
geringste Ahnung, was hier vorging. Doch bevor der Strom der Zünderwesen ihm noch Schaden
zufügen
konnte, schlossen sich unsichtbare Ventile.
In den gläsernen Leitungen wurden Hunderte der Wesen zerdrückt. Wenn es noch eines Beweises
der
unerhörten Grausamkeit bedurft hätte - nun hatte sie ihn. Die Wesen bildeten einen Pfropfen aus
fester Materie,
die keine Flüssigkeit mehr durchdrang.
Die nächste Luftbewegung war schon ein halber Stoß. In der Tat, die Rohrspirale vibrierte.
Donnergeräusche
klangen auf.
»Was ist da los?« Mamerule stand ratlos da, mit aufgerissenen Augen und hängendem
Froschmaul.
»Ich habe keine Ahnung«, gab Gesil zurück.
Aber im selben Augenblick wußte sie ganz genau, worum es ging. Die Topar. Die Rebellen
griffen an.
Mamerule fuhr herum und nahm an seinem Pult einige Dutzend Schaltungen vor, dann sprang er
zurück und riß
Gesil mit sich in Richtung Ausgang. »Schnell!« schrillte er. »Wir müssen hier hinaus!«
Sie sah nur noch, wie die ersten Rohre platzten. Schmierige Flüssigkeit ergoß sich in den Raum.
Der Steg

zwischen Ausgang und Brutglocke erzitterte unter heftigen Explosionen.
Und ihr letzter Blick traf Voltago. Der Klon hatte sich inmitten seines Tanks zu voller Größe aufgerichtet. Die

Augen waren weit aufgerissen, die Haltung drückte ungeheure Energie und einen starken Behauptungswillen aus.

»Was ist mit ihm?« schrie sie.

»Er ist mehr als wir!« gab Mamerule atemlos zurück. »Kümmere dich nicht um ihn! Er wird sich um dich

kümmern! Er ist dein Leibdiener, vergiß das nicht!«

Die letzten Worte gingen in orkanartigem Lärm unter. In der Halle platzte das gesamte Rohrgeflecht zugleich.

Gesil sah nichts mehr, erreichte nur noch mit drei langen Schritten den Ausgang. Hinter ihnen brach der Steg

zusammen.

Verdammt, Deno! Sag deinen Leuten, sie sollen sich zurückhalten!

*

Die beiden Sänften lagen zerstört am Boden; beide waren in zwei Stücke zerbrochen. Ein Teil der Decke hatte

sich gesenkt und die Fahrzeuge am Heck zerquetscht.

Schon wenige Schritte später strauchelte Mamerule. Der Froschähnliche kam zu Fall und schrie auf.

Gesil mußte an die Amöbenwesen denken; von ihnen war sicherlich eine Million im Bruttank umgekommen.

Kurz entschlossen ließ sie den Prizappa liegen. Jetzt mußte sie den Ulupho finden. Irgendwo da vorn begann

der Bürotrakt des Normierers, irgendwo dort ...

Ihr wurde klar, daß sie gar keine andere Chance hatte. Wahrscheinlich lag ganz Qylinam unter schwerem

Bombardement. Sie kannte sich hier nicht aus, würde ohne Hilfe weder Transmitter noch Rettungsboote finden.

Mit höchstem Tempo rannte sie durch den Gang. Niemand begegnete ihr. Wahrscheinlich war eine wilde

Flucht an die Oberfläche im Gang. Sie aber vertraute auf die Topar.

Da war die Kreuzung.

Gesil hielt sich links, und ein paar Meter weiter erkannte sie den Eingang zum Bürotrakt. Die Tür stand offen.

Schon senkte sich auch hier ein Teil der Decke, brach aber nicht. Breite Risse liefen durch das Plastikmaterial.

Mit jedem Explosionsschlag bildeten sich neue Verästelungen.

Ein letzter Satz brachte sie in Sicherheit.

Mamerules Residenz - die Frau erkannte auf den ersten Blick, daß hier nicht die geringsten Schäden erkennbar

waren. Das Zentrum der Befehlsgewalt war stabil gebaut.

»Endlich kommst du!« rief eine dünne, zornige Stimme.

Sie gehörte Deno. Der kleine Ulupho saß auf Mamerules Schalttisch und fuchtelte mit seinen kurzen

Gliedmaßen.

»Warum hast du mir keinen Zeitpunkt genannt?«

»Weil ich nicht an dich herankam, Gesil!« gab der Kleine zurück. »Dafür muß jetzt alles um so schneller gehen! Komm!«

Mit einem Satz sprang er von der Tischkante auf den Boden. Behende fing sich das Pelzwesen ab, rollte zwei

Meter weit und schnellte dann auf die nächste Tür zu, die weiter in den Trakt hineinführte.

Gesil folgte ihm.

»Was soll dieser sinnlose Mord?« schrie sie. »Ihr wißt doch, daß ihr den Truillauern zuwenig Zeit zur

Evakuierung laßt!«

»Wir müssen zum Garten!« schrie er im Laufen zurück. »Komm, komm! Ich kann es nicht ändern!«

Sie hatte nicht einmal Zeit, ihm weitere Fragen zu stellen. Alles war so schnell geschehen, daß sie sich von der

Entwicklung überrollt fühlte. Zuerst Voltago, das grausame Schauspiel seiner Erweckung. Und nun der Angriff.

Sie passierten eine kleine, unbesetzte Orterzentrale.

»Halt an, Deno!« rief sie. »Eine Minute nur!«

»Wir haben keine Zeit!« kam mit dünner, sich überschlagender Stimme die Antwort.

Der Boden bebte, aber noch fühlte sich die Frau hier sicher. Sie aktivierte; ein paar der Schirme. Blitzende

Reflexe erschienen, Symbole für energiereiche Entladungen. Dreißig rote Punkte zeigten die Positionen der

Rebellenschiffe an. Je zehn von ihnen bildeten einen Pulk, kugelförmig gestaffelt und zum eigenen Schutz nahe beieinander.

Eines dieser Schiffe war die SHARN-Y-YAAK.

Die Topar unternahmen nicht einmal den Versuch, Qylinam zu erobern. Damit würden sie nie erfahren,

welches geheimnisvolle Projekt gerade vollendet worden war. Aber Gesil hatte ohnehin nicht das Gefühl, daß

die Rebellen darauf sonderlichen Wert legten.

Den Topar ging es um sie. Und darum, ein Fanal zu entzünden.

Ein Dutzend Wracks stürzten auf den Giftplaneten herab. Sie alle waren dem ersten Überraschungsangriff zum

Opfer gefallen. Der Rest der truillauischen Flotte versuchte, sich zu sammeln, wurde aber immer wieder durch

Rebellenfeuer auseinandergetrieben.

»Gesil! Komm jetzt!«

»Einen Augenblick noch«, gab sie gehetzt zurück.

Die Frau aktivierte weitere Schirme. Das dicke Symbol in Gelb, das war die CASSADEGA. Sie sah, wie das

Residenzschiff des Bewahrers in den Kampf eingriff. In die Phalanx der Topar wurde eine Bresche geschlagen.

Von dreißig Schiffen existierten plötzlich nur noch achtundzwanzig.

»Wenn du jetzt nicht kommst, werde ich allein gehen!« schrie der Ulupho mit äußerster Erregung. »Gesil! Du

bringst uns beide in Gefahr! Wir müssen fliehen!«

Sie sah auf und suchte den Blick des kleinen Pelzwesens.

Aber im selben Augenblick stockte der Ulupho. Sie folgte Denos Blick bis zur Tür. Dort stand Mamerule.

Ausgerechnet jetzt, in diesem ungünstigsten aller denkbaren Augenblicke.

Der grünhäutige Prizappa hatte seinen Umhang verloren. Nur noch dottergelbe Fetzen hingen ihm von der

Schulter, seine Kleidung war von rosafarbenem Plastikstaub bedeckt. An seinem Froschmaul klaffte eine

Wunde, aus der farbloses Blut rann.

Noch aber war Mamerule auf den Beinen, und er hatte alles mitgehört.

Seine weit aufgerissenen Augen zeigten, daß er sehr wohl verstanden hatte. Sein Ke-Ri, das kostbare Haustier,

gehörte zu den Rebellen. Der Ke-Ri war intelligent.

»Deno ...«, hauchte er und fuhr auf dem Absatz herum.

Doch bevor er außer Sichtweite fliehen konnte, reagierte der Ulupho. Unvermittelt hielt er eine winzige Waffe

in der Hand. Daraus schlug ein kaum sichtbarer Energiestrahle; der Prizappa brach mitten in der Bewegung zusammen.

Gesil sah zuerst den Prizappa, dann Deno an.

»Ich mußte es tun«, erklärte der Ulupho. Sekundenlang unterbrachen Donnerlaute seine Worte.

»Er wußte um

das Geheimnis der Ke-Ri. Damit durfte er nicht am Leben bleiben. - Sieh mich nicht so an, Gesil! Heute

werden noch viel mehr Truillauer sterben! Und nun komm, sonst gehören wir dazu!«

Aus den Augenwinkeln sah sie noch, wie weitere Rebellenschiffe explodierten. Dann folgte sie dem Ulupho in

Richtung Garten. Erstmals zeigten sich auch hier Risse in den Wänden. Sie begriff, daß Qylinams Untergang

kurz bevorstand.

Da war der Eingang.

Das Buschwerk schüttelte sich und verlor haufenweise Blätter. Aus dem Schlick stiegen

Gasblasen auf. Einige

erweckten den Eindruck, als verberge sich darunter eine kochendheiße Quelle, die kurz vor dem Ausbruch

stand.

Steinbänke zerbröckelten, zerfielen unter hochfrequenten Vibrationen zu Staub.

Und dort stand ein Transmitter.

In dieser Sekunde ergoß sich aus dem grünen Bogen ein Strom schwerbewaffneter Topar. Sie alle sahen aus

wie gewöhnliche, genormte Truillauer; zweihundert Kilo schwere Fladenwesen mit völlig identischer

Lederhaut. Von den Truppen des Bewahrers unterschied sie nur der rebellische Geist. Als sie zwanzig gezählt

hatte, versiegte der Strom.

»Deno!« rief einer von ihnen. »Ich bin Tor-M-Kokz! Per-E-Kit schickt mich zu Hilfe, weil ihr nicht gekommen

seid!«

»Aber jetzt sind wir da!« rief der Ulupho. »Schnell, Gesil!«

Sie hatte keine Wahl. Dabei war Gesil nicht einmal sicher, daß sie wirklich mit den Topar gehen wollte. Sie

hatte nichts über den Bewahrer erfahren. Immer weniger glaubte sie daran, daß die Flucht sie voranbrachte.

Nur - welche Wahl hatte sie?

Geh nicht.

Woher kam die Stimme?

Die Frau fuhr herum, konnte aber nichts entdecken.

»Gesil!«

Nein! Nein!

Einer der Topar sprang vor und wollte sie bei den Armen packen. Bevor das Fladenwesen jedoch zugreifen

konnte, barst hinter ihnen die Wand. Einen kurzen Sekundenbruchteil lang bewegte sich nichts.

Die Zeit war

eingefroren, in ihr erlahmte jegliche Fähigkeit zur Bewegung.

»Gesil!« schrie Deno in Todesangst.

Ein fahler Blitz zuckte vorbei an ihr, der Topar vor ihr zerfiel zu Staub. Die Frau war wie gelähmt. Zwei

weitere Fladenwesen starben binnen einer Sekunde. Die übrigen aktivierten Schutzschirme, zogen ihre Waffen

und feuerten vorbei an Gesil.

Bewegen, dachte sie. Bewegen ... Aber ihre Gedanken waren nur ein zäher Strom.

Eine Schlacht tobte um sie herum, und sie war nicht einmal fähig, sich zu Boden zu werfen. Ein Wunder, daß

keiner der Strahlen sie traf.

Im Augenblick darauf tauchte am Rand ihres Blickfelds ein tiefschwarzer Schemen auf. Es war Voltago. Der

neue Leibdiener hatte das Inferno in der Bruthalle überlebt! Und nicht nur das, er war bis hierher vorgestoßen

und kämpfte gegen die Truppen der Topar.

Wie ein Schemen drang er in die Reihen der Fladenwesen vor. Mehrmals sah Gesil, daß sich Strahlenbahnen

auf seiner tiefschwarzen Haut kreuzten. Doch das Gewebe schien die Energien in sich aufzusaugen, mit jedem

Feuerstoß an Festigkeit zu gewinnen.

Und aus den Wadenblöcken des Klons schossen die fahlen Blitze. Die Arme waren eng an den Körper gelegt,

die Beine bewegten sich um keinen Millimeter. Der Leibdiener rannte nicht, er glitt elegant auf Antigravs über

den Boden.

Voltago gab keinen Laut von sich. Mit absoluter Stille kämpfte er, während ringsum das Chaos tobte. Kein

Schutzschirm hielt ihn länger als den Bruchteil einer Sekunde auf. Als nur noch sechs Topar und Deno übrig

waren, kam der Rückzugsbefehl.

Aber Tor-M-Kokz und Deno waren die einzigen, die entkamen. Der Rest lief mitten in eine Salve

des Klons
hinein.

Voltago stockte vor dem Torbogen aus Energie. Noch stand der Weg ins nächste Rebellenschiff offen. Er hätte

den Rebellen folgen können; und Gesil war sicher, daß er das Schiff vernichtet hätte.

Dann aber fiel sein Blick auf Gesil.

Im selben Augenblick detonierte der Transmitter.

Voltago überstand die Explosion ohne sichtbare Verletzung. Er setzte sich erneut in Bewegung, verharnte vor

ihr und sah ihr intensiv ins Gesicht.

Halb erwartete sie, Voltago etwas sagen zu hören. Doch der Klon blieb stumm. Sein tiefschwarzes Gesicht

zeigte weder Persönlichkeit noch Regung. Nur die Augen waren sekundenlang einer Veränderung unterworfen,

die sie mehr spürte als sah. Aus reinen Sehorganen wurden Augen mit Persönlichkeit.

Es waren ihre, Gesils, Augen.

Trümmerstücke brachen aus der Decke.

Der Augenblick ging zu Ende, ohne daß Voltago ein Wort gesagt hätte. Sie selbst war noch immer unfähig, sich

zu regen. Der Transmitter existierte nicht mehr, damit war jede Möglichkeit zum Rückzug verloren.

Voltago faßte mit einem Arm fest um ihre Hüfte. Gesil fühlte sich angehoben. In der Sekunde darauf raste der

Klon durch das Loch in der Wand, das er beim Überfall auf die Rebellen geschaffen hatte. Mit irrwitzigem

Tempo brachte er Korridore und halb zerfallene Schächte hinter sich.

Die Frau konnte nur schlaff in seinem Arm hängen; und ihr wurde bewußt, daß etwas von außerhalb sie lahmte.

Es war nicht ihre Art, die Nerven zu verlieren. Voltago war schuld daran, das begriff sie mit einemmal.

»Wo ... wohin willst du?« brachte sie mit äußerster Willenskraft heraus.

Der Klon schenkte ihr keinen Blick.

Er war vollauf damit beschäftigt, brennenden Trümmern auszuweichen und mit dem freien Arm Breschen in

einen Hagel von Plastiktrümmern zu schlagen.

Dieser Voltago hatte ein Ziel. Kein Zweifel, dachte Gesil.

Voraus begann eine Zone, in der die Zerstörung nicht umfassend war. Minuten später erreichten sie eine

unversehrte Halle. Hunderte von Truillauern drängten sich darin. Schrilles Geschrei voller Todesangst ertönte.

Leiber wurden an einem Schirmfeld zerquetscht. Ein Wunder, daß unter den Fladenwesen noch kein

Feuergefecht ausgebrochen war.

In der Mitte des Raumes stand ein intakter Transmitter. Schutzschirme trennten das Gerät vom panischen Mob;

die Truillauer hatten die letzte Rettung vor Augen, bekamen aber dennoch keine Chance.

Voltago erhob sich auf Antigravfeldern zehn Meter über die Fladenwesen.

»Seht!« rief jemand.

»Helft uns!« schrien andere.

Der Klon kümmerte sich nicht darum. Vor ihm und Gesil öffnete sich eine Strukturlücke. Und während die

Halle in einem Sturm aus Feuer verging, sprangen sie durch den Bogen in Sicherheit.

*

»Wo sind wir hier?«

Endlich war der sonderbare Druck zur Reglosigkeit von ihr abgefallen. Gesil fühlte aufgestaute Energie in sich,

und zudem stachelte das soeben miterlebte Schicksal der Truillauer ihre Wut an. Es hätte nicht viel gefehlt,

dann wäre sie mit bloßen Händen auf Voltago losgegangen.

Das Klonwesen ließ sie los.

Die Friu stellte sich auf die eigenen Beine und schaute sich um. Hinter ihr stand das Empfangsgerät; soeben

erlosch das rote Energiefeld. Der Raum war nur wenige Quadratmeter groß. Außer einem Kontrollpult fehlte

jede Einrichtung.

»Also: Wo?«

»Wir sind auf der CASSADEGA«, antwortete Voltago mit wohlklingender Stimme. »In Sicherheit.«

»Wie können wir in Sicherheit sein? Hat sich das Schiff aus dem Gefecht zurückgezogen?«

Voltagos konturloses Gesicht zeigte keine Regung. »Ganz im Gegenteil«, antwortete er.

»Wünschst du, dir über

den Fortgang der Schlacht ein Bild zu machen?«

»So schnell wie möglich!« gab sie mit schneidender Schärfe zurück.

»Dann will ich dir diesen Wunsch erfüllen. Ich bin dein Leibdiener.«

Voltago öffnete die Tür. Er warf einen kurzen Blick zurück, um festzustellen, ob Gesil ihm folgte. Dann schlug

er im Korridor den Weg nach links ein. Seine Wadenblöcke schwebten immer zentimeterbreit über dem Boden,

und seine Schritte deutete er lediglich an. Er betrat vor der Frau einen Antigravschacht und musterte sie

während des langsamen Falls.

Der Blick war aufdringlich, unangenehm. Lauernde Wißbegierde, auch Mißtrauen und sogar Anzeichen von

Furcht.

Ein solcher Kämpfer mußte keine Furcht haben. Vor nichts und niemandem. Gesil hatte gesehen, welche Kräfte

in seinem Körper steckten. Und die technischen Möglichkeiten seiner Wadenblöcke waren enorm.

Zwei Minuten später erreichten sie eine Ortungszentrale. Sechs Truillauer taten Dienst, lagen jedoch gebannt in

ihren Mulden. Faszination, dachte sie, die magische Anziehungskraft des Todes. Hier spiegelte sich auf großen

Bildschirmen das Geschehen wider. Mit den Meßwerten vermochte sie nichts anzufangen - eher schon mit der

optischen Aufbereitung.

Die Rebellenflotte war bereits zur Hälfte vernichtet.

Die CASSADEGA schoß aus allen Rohren. Nacheinander explodierten die Raumer der Topar; dagegen spürte

Gesil das Residenzschiff nicht einmal sacht erzittern.

Jetzt traf Verstärkung für den Bewahrer ein. Fünfzig Kampfeinheiten materialisierten innerhalb des Systems.

Für die Topar war das das Signal zum Rückzug. Zehn Schiffe waren noch übrig, sie alle setzten sich blitzartig

in unterschiedliche Richtungen ab. Eines wurde noch getroffen, der Rest entkam in den Hyperraum.

Und Qylinam?

Die Frau verfolgte mit Entsetzen, wie der Planet zerbrach. Fernoptiken holten die Katastrophe heran. In

Zeitlupe lösten sich brennende, mondgroße Trümmer aus der Giftgaskugel und barsten in kleinste Splitter.

Nein, dort war niemand mehr am Leben.

Aber da war noch etwas.

Unsicher schaute sie Voltago an.

Der Klon mit der tiefschwarzen Haut ließ sich nichts anmerken, bemerkte wahrscheinlich wirklich nichts.

»Bewahrer ...«, flüsterte sie. »Ich spüre deine Nähe! Da bist du ja wieder.«

Wieder einmal streifte sie der mentale Hauch der Neugierde. Dazu gesellte sich schier unbändige Freude, sie

wiederzusehen. Und noch etwas, das sie nicht definieren konnte. Außerdem kämpfte Gesil wie immer mit den

eigenen Gefühlen. Es war schrecklich: unter einem Mikroskop zu liegen, eine beschämende Sondierung über

sich ergehen zu lassen.

Sie fuhr auf dem Absatz herum und wollte auf den Gang hinausstürzen. Doch wie unabsichtlich stellte sich

Voltago genau zwischen sie und die Tür. Sie konnte nicht hinaus.

Zornig preßte sie die Lippen zusammen.

Hallo, Fremder! formulierte sie mühevoll auf gedanklichem Wege.

Vielleicht hatte sie es mit einem Telepathen zu tun. Ganz sicher aber mit einem Empathen; mit einem Wesen,

das Gefühle aufnehmen und umgekehrt senden konnte. Denn Gesil spürte ganz deutlich Zufriedenheit.

Was macht dich so froh, Bewahrer? Was ist der Grund zur Freude?

Keine Antwort.

Dann aber haftete ihr Blick auf den Bildschirmen, wo in diesem Augenblick die Reste des Planeten Qylinam

endgültig im atomaren Brand zerfielen. Wie viele Intelligenzwesen waren dort gestorben? Wie viele Gen

verbrechen aber auch verhindert?

Und sie begriff, daß die Zufriedenheit des Bewahrers Qylinam galt. Irgend etwas war ganz nach Plan gelaufen.

Die Zerstörung einer wertvollen Basis zählte dabei nicht.

»Was willst du, Bewahrer?« rief sie laut. »Welchen Wert mißt du mir zu?«

Keiner der Truillauer wagte es, sich nach ihr umzudrehen. Und Voltago zeigte keine Regung.

Im selben Augenblick entfernte sich der Bewahrer. Es war, als sei seine Nähe von einer Sekunde zur anderen

gleichsam ausgelöscht. Er war entweder Teleporter oder aber sehr schnell. Oder er hatte seine empathischen

Ausstrahlungen genau unter Kontrolle, und in dem Fall bemerkte sie seine Anwesenheit nur, wenn er es wollte.

Der neue Gedanke verbesserte nicht eben ihre Laune - genausowenig wie der Anblick dieses Dieners.

»Geh mir aus dem Weg!« brachte sie mit kaum beherrschtem Zorn hervor.

Voltago trat einen Schritt zur Seite und sah sie verständnislos an.

Gesil lachte sarkastisch. Verständnislosigkeit war die einzige Regung, die seinem konturlosen Gesicht stand.

Nun, besser als Conn-Y-Spreik war Voltago allemal. Sie war es leid gewesen, den ganzen Tag von sprechenden

Fladenwesen umgeben zu sein.

Zielloos lief sie durch das Residenzschiff. Erst Stunden später bat die Frau Voltago, sie zurück zu ihrer

Unterkunft zu führen. Und tatsächlich, der Klon fand den Weg auf Anhieb. Dabei war er noch nie in seinem

kurzen Leben an Bord der CASSADEGA gewesen.

Erst im nachhinein fiel ihr auf, daß er es gewesen war, der sie zehn Minuten vorher zur Orterzentrale geführt

hatte. Aber auch Voltago war kein Wundertier. Es gab eine einfache, logische Erklärung: Durch die

Wadenblöcke hatte er Funkverkehr.

Bedrückt legte sich Gesil schlafen.

Sie träumte von Millionen genormter Truillauer, die ein Riese nacheinander in einen Schmelzofen stieß.

Welche Grausamkeit. Die Finger des Riesen malten rätselhafte Zeichen in die Asche seiner Opfer. Verzweifelt

versuchte sie, nahe an ihn heranzurücken; aber sie war ein Zwerg, er so groß wie ein Gebirge.

3.

X minus 11 Tage.

Oktober 1171 NGZ.

CASSADEGA.

Von nun an vergingen die Tage wieder in Eintönigkeit. Das Massaker von Qylinam steckte ihr noch lange in

den Knochen - doch Gesil sagte sich, daß sie vorausschauen mußte. Ändern konnte sie es im nachhinein auch

nicht.

»Voltago!« rief sie durch die offene Tür.

Der tiefschwarze Klon trat in ihre gläserne Unterkunft und sagte: »Da bin ich. Zu Diensten.«

»Voltago, bitte, bringe mir ein Glas Wasser.«

Sie sprach die Bitte nicht ohne Hintergedanken aus. Gesil gab aufmerksam acht, was nun geschah. Ihr

Leibdiener stellte sich vor den Versorgungsautomaten und tastete das ein, worum sie gebeten hatte. Jedenfalls

hätte er das tun sollen.

»Langweilt dich das, Voltago?« fragte sie.

»Aber nein«, gab der Klon in einwandfreiem Spektra zurück. »Das ist die Aufgabe, für die ich geschaffen

wurde. Sie ist mein Lebensinhalt.«

Sein wahres Verhalten strafte die Worte Lügen.

Sekunden später hielt Gesil einen Becher in der Hand. Aber darin war kein Wasser, sondern eine braune,

süßliche Brühe. Typisch für Voltago; bei Aufgaben dieser Art war er nicht bei der Sache. Er hatte sie

unbeschadet aus dem Hexenkessel Qylinam herausgebracht, doch wenn es um einfachste Handreichungen ging,

versagte er.

Vielleicht der elementare Fehler, der in vielen Klonprodukten steckte. Vielleicht war Voltago einfach

überzüchtet.

Dagegen sprach allerdings seine unverkennbare Tüchtigkeit auf anderen Gebieten. Gesil lernte den Klon als

hochintelligenten Gesprächspartner kennen. Ihm fehlte jegliche Eigeninitiative, dafür war sie allerdings auch

vor Überraschungen sicher. Wenn sie Voltago bat, zehn Meter Abstand zur Tür zu halten, stimmte die Strecke

haargenau auf den Zentimeter.

Mit anderen Worten: Sie hatte nicht die geringste Ahnung, was es mit Voltago wirklich auf sich hatte.

In dunkler Beleuchtung wirkte der Klon regelrecht dämonisch. Seine tiefschwarze Haut schien dann mit dem

Hintergrund zu verschmelzen, und die ausdruckslosen Augen nahmen jedes Detail auf.

Am nächsten Morgen erwachte sie zu früh.

Die Uhr zeigte, daß sie gerade fünf Stunden geschlafen hatte - eine Stunde zuwenig. Was hatte sie geweckt?

Voltago? Nein, denn der Klon wartete draußen. Sie konnte ihn durch die gläserne Wand erkennen, wartend,

scheinbar wie eine unbewegliche Statue.

Aber was hatte sie dann geweckt? Unruhig sprang sie auf.

»Gesil«, flüsterte eine Stimme.

Ihr Kopf ruckte herum.

Dort, neben dem Kopfkissen, schwebte eine winzige Kugel in der Luft. Sie durchmaß gerade zwei Zentimeter

und glänzte matt. Von dort kam die Stimme.

»Gesil«, sagte die Kugel noch einmal. »Hörst du mich?«

»Ja«, gab sie vorsichtig zurück. »Ich höre dich, Bewahrer.«

Eine Sekunde erstauntes Schweigen, dann meinte die Stimme: »Hier spricht nicht der Bewahrer! Hier spricht

ein Freund. Ich gehöre zu den Topar. Ich bin dein Verbündeter an Bord der CASSADEGA.«

»Ein Verbündeter?« fragte sie überrascht.

Mit hochgezogenen Augenbrauen setzte sie sich auf die Bettkante, zurück in den Bereich reduzierter

Bettschwerkraft.

»Ja, ein Verbündeter«, sagte die Stimme. »Mein Name sagt dir nichts, aber ich bin bekannt mit Per-E-Kit. Das soll dir reichen. Ich bin mit den tausend neuen Kadetten für die CASSADEGA von Qylinam an Bord gekommen.«

»Und was kannst du für mich tun?«

Der Fremde stieß eine Art frustriertes Seufzen aus. »Ich weiß es nicht«, lautete die klägliche Antwort aus der schwebenden Kugel. »Mein Befehl lautet, mit dir Kontakt aufzunehmen. Das ist alles. Es war schwierig genug.«

»Dann werde ich dir einen Auftrag erteilen. Kannst du beliebige Gegenstände in meine Kabine schmuggeln?«

»Nein. Beliebige gewiß nicht. Aber sage mir, was du möchtest, und ich werde mein Bestes versuchen.«

Gesil mußte nicht lange nachdenken. Während der langen Untätigkeit hatte sie sich tausend Pläne zurechtgelegt, mangels Materials jedoch nie einen ausgeführt. Jetzt war es soweit! Der Topar kam ihr wie gerufen!

»Ich möchte eine Waffe«, sagte sie. »Eine spezielle Handwaffe, die auf Vibrationsbasis arbeitet. Sie soll mit einem Schuß eine ganze Wand zerpulvern können. Gibt es so etwas an Bord der CASSADEGA?«

»Ich bin noch nicht lange an Bord. Aber soviel weiß ich: In diesem Schiff gibt es alles. Ich werde sehen, ob ich eine solche Waffe besorgen kann.«

»Gut. Wenn du kannst, lege sie mir irgendwie ins Bett.«

»Das werde ich tun. Du hörst wieder von mir.«

Die Kugel verstummte, dann verschwand sie mit hoher Beschleunigung in Richtung Naßzelle. Dort gab es

breite Belüftungsschlitze. Wahrscheinlich der einzige Weg in die Abgeschiedenheit ihrer Räume. Eine Vibrationswaffe ... Womöglich konnte sie sich damit für die lange Wartezeit revanchieren. Das Bett war ein sicherer Ort. Der Klon dachte offenbar nicht im Traum daran, über die Funktion der

Automaten hinaus irgend etwas in Ordnung zu halten. Sie lachte innerlich. Als Leibdiener war Voltago wahrlich ein Versager.

*

Die Tage vergingen noch langsamer als vorher; wenn das denn möglich war.

In Gesil staute sich immer mehr Wut auf den Bewahrer an. Diesmal jedoch entzündete sich ihr Zorn nicht an

seinem Sündenregister, der Unterdrückung Truillaus oder Monos' Zeugung - sondern schlicht und einfach

daran, daß er sie wie ein Ding behandelte. Sie hatte zu warten, weil er es wollte.

Tief in der Nacht erwachte sie.

Schon wieder ein Besuch des Herrschers? Rasch suchte sie durch die transparenten Wände die Umgebung ab,

fand jedoch kein Zeichen. In sich spürte sie lediglich eine Art Widerhall seiner Nähe. Das Gefühl

war stark -
aber es war nicht ganz dasselbe.
Dennoch saß sie hellwach im Bett. Gesil stand auf und horchte in ihren Geist. Tatsächlich, sie hatte nicht geträumt. Vielleicht konnte sie ihn diesmal stellen. Vielleicht hatte er heute nacht nicht die Kraft, ihr zu widerstehen, womöglich fühlte sich sein mentales Echo deshalb anders an.
Ganz in der Nähe ...
Ohne nachzudenken, schlug sie den Weg zur Tür ein. Gesil spürte die Richtung deutlich, und diesmal stand keine Wand zwischen ihr und ihm. Nur diese Tür. Mit bebenden Fingern tastete sie nach dem Öffnungssensor.
»Habe ich dich«, murmelte sie.
Lautlos fuhr die Tür beiseite.
Doch auf dem Gang stand nur Voltago. Verwirrt sah sich die Frau um; das Ergebnis blieb dasselbe. Der Klon strahlte fast dieselben empathischen Impulse aus wie der Bewahrer von Truillau.
Ungläubig näherte sie sich dem Wesen mit der tiefschwarzen Haut. Aus dreißig Metern Entfernung fiel das Licht einer Deckenlampe auf sein Gesicht, und lange Schatten verliehen den Zügen ein dämonisches Aussehen.
»Bist etwa du der Bewahrer?« fragte sie. »Hast du mich die ganze Zeit getäuscht?«
Der andere bewegte die Lippen, doch lediglich ein leises, unverständliches Murmeln brachte er hervor. Gesil rückte mit einem Ohr nahe an seinen Mund.
»Ich bin nur ein Spiegel«, hörte sie. »Ein Spiegel ...«
»Was spiegelst du?« fragte sie heiser. »Wie meinst du das?«
Keine Antwort mehr.
Welch eine unwirkliche, sonderbare Situation. Im nachhinein war sie nicht einmal sicher, daß er wirklich gesprochen hatte. Vielleicht hatte ihre überreizte Phantasie nur wahrgenommen, was sie hatte wahrnehmen wollen.
Sie streckte die Hände aus und berührte seine Haut mit den Fingerspitzen. Erschrocken zuckte sie zurück. Die Haut war eiskalt, sie fühlte sich wie gefrorener Stickstoff an. War er doch ein Roboter? Wie konnte es zu solchen Temperaturen kommen?
Gesil geriet völlig aus dem Gleichgewicht.
Noch vor ein paar Sekunden hatte sie ihren Leibdiener für den Bewahrer selbst gehalten, nun wieder für ein Produkt aus Kunststoff und Metall.
Seine tiefschwarze Haut überzog sich mit weißem Rauhreif. Die Augäpfel wurden zu glanzlosen, unbeweglichen Kugeln. Noch immer strahlte Voltago auf mentalem Weg Impulse aus, die denen des Bewahrers unglaublich ähnelten.
Lediglich der Sinngehalt kam anders zu ihr herüber. Der Klon war nicht auf der Suche nach etwas, er suchte

eher die richtige Einstellung zu sich selbst. Er hatte Gesil nicht gerufen. Dennoch hatte sie gehört - und schloß

daraus auf eine geistige Verwandtschaft zwischen ihr und diesem Wesen.

Und dann sein Gesicht. Gesil erschauerte am ganzen Körper. Die im Grunde ausdruckslosen Züge

verwandelten sich. Unter dem Einfluß der Kälte modellierte Voltago seine Nase, die Wangen und die Stirn

völlig neu. Gesil erkannte ihre eigenen Züge wie in einem Zerrspiegel.

Aber Voltago machte weiter. Nun waren die Augen an der Reihe, und zum Schluß verwandelte sich jede kleine

Falte in eine Kopie. Ein Lächeln überzog das Gesicht, das wie eine Holoaufzeichnung ihrem eigenen ähnelte.

Ein Lächeln - und dann namenloser Schrecken.

Gesil zuckte zurück.

In Gedanken sah sie die Temperatur des Wesens weiter fallen. Tiefer, tiefer, bis der absolute Nullpunkt erreicht

war, bis es sich den Bedingungen des Weltraums angepaßt hatte.

Dann würde der Klon wie ein Schwarzes Loch in sich zusammenstürzen. Er würde sie verschlingen, die

CASSADEGA, vielleicht sogar den Bewahrer.

Aber nein; sie wurde hysterisch.

»Voltago!« stieß sie hervor. »Was tust du?«

Der Klon zuckte heftig zusammen. Das war die erste Regung, die sie je bei ihm gesehen hatte. Ihr Gesicht

verschwand, der Rauhref platzte von seiner Haut und verdunstete, bevor er noch zu Boden fallen konnte.

»Ich habe nachgedacht. Geträumt. Das ist alles.«

Sie bemühte sich mit aller Macht, das Zittern in ihren Fingern zu unterdrücken. Voltago war ihr unheimlich.

Der Klon trug ein riesengroßes Geheimnis mit sich herum, das wurde ihr mehr denn je bewußt.

Die Geschichte

mit dem Leibdiener hätte man einer naiven Frau erzählen können. Nicht jedoch ihr, die mit den Jahren zu viel

erlebt hatte.

Aber was konnte sie tun?

Gute Miene zum bösen Spiel machen, entschied sie hilflos. Die Frau wandte sich ab, ließ den Klon stehen und

ging ins Bett zurück.

Auf der Liste der Geheimnisse, die Gesil aufzuklären gewillt war, stand als Nummer eins der Bewahrer von

Truillau. Und soeben hatte sie Voltago auf Platz zwei gesetzt.

*

Zwei Tage später fand sie in ihrem Bett die Waffe. Voltago hatte mit Sicherheit nichts bemerkt.

Außerdem glaubte sie nicht, daß ihre Räume durchsucht wurden. Dafür existierte kein Grund.

Die Waffe unterschied sich kaum von den Fabrikaten, die sie aus der Milchstraße kannte. Ein kurzer,

gedrungener Lauf, ein etwas fremdartiger Griff, der ihr jedoch gut in der Hand lag, und der Abzug. Gesil

verzichtete auf einen Probeschuß. Sie verließ sich darauf, daß ihr Helfer alles wie abgemacht geregelt hatte.

Jetzt hieß es wieder einmal warten. Inzwischen schrieb man in der Galaxis ein Datum um Mitte Oktober 1171.

Nicht, daß darin für sie eine besondere Bedeutung gelegen hätte; aber Gesil wollte nicht den inneren Kontakt zu ihrer Heimat verlieren.

Diesmal kam der Bewahrer, während sie gerade unter der Dusche stand.

Das normale Zimmerlicht veränderte plötzlich seine Helligkeit. Wie eine Flut brach goldenes Leuchten von

überall her in ihre Unterkunft. Von den Gängen und Räumen ringsum war nichts mehr zu sehen.

Sie zuckte wie elektrisiert zusammen. Einige Tage hatte sie gelauert, nun war die Gelegenheit da.

Mit einer

Hand schaltete sie das Wasser ab, mit der anderen griff sie ein trockenes Tuch. Sie hatte keine Zeit, sich erst

von Luftströmen trocknen zu lassen.

Rasch strich sie über Haare, Gesicht und Oberkörper.

Unter dem Kopfkissen lag ihre Waffe.

Du bist nicht genug, Gesil.

Den Gedankengang konnte sie förmlich spüren - und doch immer wieder die Suche nach Vertrautheit und

Nähe, die sondierende Beobachtung, manchmal auch die unmotivierte Panik der ersten Begegnungen. Endlich

legte sich ihre innere Erregung. Wenn der Bewahrer Telepath war, hatte sie schon verloren.

Verfügte er aber

lediglich über empathische Fähigkeiten, konnte er ihren Plan nicht durchschaut haben.

Wo hielt sich der Bewahrer auf? Weiter links, ein paar Meter von der Ecke. Natürlich sah sie nichts von ihm

trotz der gläsernen Wände.

Draußen stand reglos Voltago. Seine tiefschwarze Haut setzte sich gegen das goldene Leuchten mühelos durch.

Von ihm kamen die Impulse gewiß nicht. Dessen war sie sicher.

Gesil setzte sich scheinbar unbefangen aufs Bett.

Wirst du dich mir heute zeigen, Bewahrer? dachte sie konzentriert. Sie formulierte Gefühle von Sehnsucht, von

Frustration und Ungeduld.

Und gleichzeitig tastete sie mit der Hand nach der Waffe. Sie konnte den Bewahrer nicht sehen, vielleicht er

aber sie. Dennoch wurde die Frau immer sicherer. Sie machte in etwa die Richtung aus, in der er stand.

Da vorn.

Kurz entschlossen riß sie die Waffe hoch. Gezielt löste sie den ersten Schuß aus.

»Jetzt habe ich dich!«

Die gläserne Wand zerfiel wie Plastikpulver, ohne jeden Zusammenhalt, löste sich in Staub und kleine Brocken

auf. Dahinter jedoch war gar nichts. Kein Bewahrer, nicht einmal die Spur einer Gestalt.

Die nächste Wand. Gesil steigerte sich in wahre Raserei. Sie schoß ohne Unterlaß und zerlegte systematisch

eine Barriere nach der anderen, ohne daß etwas geschehen wäre. Voltago stand nach wie vor reglos. Die Ausstrahlung des Bewahrers schwankte zwischen Gleichgültigkeit und Interesse. »Wo bist du?« schrie sie. »He! Bewahrer! Zeige dich!« Als der ominöse Herrscher von Truillau schließlich verschwand, hatte sie mindestens ein dutzendmal geschossen. Das goldene Leuchten versiegte. Gleichzeitig verschwanden auch die Trümmer, die ihre Schießwut hinterlassen hatte. Die Frau begriff allmählich ... Man hatte sie hereingelegt. Die gläsernen Wände waren unversehrt, sie war auf Projektionen hereingefallen. Weshalb? Hatte der Bewahrer sie im Zustand extremer Gefühle studieren wollen? Und ein weiterer Schluß drängte sich auf: Der Bewahrer hatte von der Waffe gewußt. Demnach schwebte ihr Helfer auf dem Residenzschiff in größter Gefahr - wenn er nicht ohnehin längst erkannt war. Gesil sah keine Möglichkeit, von sich aus mit ihm Kontakt aufzunehmen. Die Einrichtung ihrer Unterkunft lag in Trümmern. In dem formlosen Haufen in der Ecke erkannte sie ihr Bett, die Sitzgelegenheiten sahen aus wie plattgedrückter Müll. Gesil hatte Glück gehabt, daß sie noch am Leben war. Wahrscheinlich reflektierte Energie. Denn sie war sicher, daß sie auf ihre Möbel nicht geschossen hatte. Ohne Schutzengel hätte sie nicht überlebt, das begriff die Frau. Plötzlich stand der Klon neben ihr. Aus seinen Wadenblöcken löste sich ein fahler Strahl. Die Energie schoß direkt in Richtung ihrer Hände. Bevor sie noch reagieren konnte, hatte sich ihre Waffe in Gas aufgelöst. Gesil erwachte wie aus einem Traum. Warum hatte sie das getan? Weshalb nach dem ersten Schuß die blinde Raserei? Sie hätte den Bewahrer töten können. Aber wäre es schade um ihn gewesen? Sie hatte keine Ahnung. Schlimmer wog die Tatsache, daß sie sich vollkommen hatte gehenlassen. »Ich werde Serb-A-Sherba anweisen, die Unterkunft neu aufzubauen«, sagte Voltago unbewegt. »Wenn ich dich solange ein wenig durch den Palastgarten führen darf ...« Sie folgte ihm mit aufeinandergepreßten Lippen hinaus. Gesil sah ein, daß es keinen Sinn hatte. Sie mußte warten. Warten bis Meliserad.

4.

X minus 6 Tage.
Ende Oktober 1171 NGZ.
MELISERAD.

»In einer Stunde erreichen wir das Ziel«, verkündete Voltago mit ausdrucksloser Stimme. »Halte dich bereit, Gesil. Wir verlassen die CASSADEGA endgültig oder für einige Zeit.«

Endlich! Es war soweit. »Haben wir Meliserad erreicht?« fragte sie aufgeregt.
»So ist es. Nur noch wenige Tage Wartezeit, dann wird sich alles zum Guten wenden.«
»Zum Guten?« Er mußte Gründe haben, so und nicht anders zu reden. »Was soll das heißen?
Was ist passiert,
Voltago?«
»Das kann ich dir nicht sagen.«
Der Klon mit der tiefschwarzen Haut gab keine weitere Antwort mehr. Ein Eisblock wie er war
nicht so leicht
auszuhorchen wie seine Vorgänger namens Conn-Y-Spreik. Ihm konnte sie nicht drohen; Gesil
wußte
instinktiv, daß der Klon wesentlich höher stand als alle Truillauer dieses Schiffes.
Sie trank ein paar Schlucke Wasser, strich sich die Haare aus der Stirn und stand auf. Besondere
Habseligkeiten
besaß sie nicht, also konnte sie auf der Stelle mit Voltago gehen.
»Ich möchte Meliserad von oben sehen«, sagte sie.
»Nein.« Der Klon ging unbewegt voraus. »Wir beide werden zum vorgesehenen Zeitpunkt eine
Fähre
besteigen. Darin wirst du zu sehen bekommen, was dich interessiert.«
»Und warum dieser Umstand?« fragte sie. »Warum landet die CASSADEGA nicht direkt?«
Eine Antwort erhielt sie nicht. Sie vermutete allerdings, daß die Geheimniskrämerei mit dem
Bewahrer
zusammenhing. Wahrscheinlich wurde der Herrscher dieser Galaxis gerade selbst ausgeschifft;
und Gesil sollte
keine Gelegenheit erhalten, vor der Zeit etwas über ihn herauszufinden.
Voltago führte sie quer durch das Residenzschiff.
Am Ende erreichten sie einen Hangar, in dem in langer Reihe mindestens hundert kleine Fähren
standen. Sie
alle hatten die Form stumpfer, dreißig Meter langer Keile. Die Unterseite bildete ein
stromlinienförmiger
Rumpf, darauf saß jeweils eine transparente Haube. Im Innern erkannte Gesil das übliche
Maschinengewirr und
zehn Sessel für Passagiere.
»Fliegen wir allein?«
»Ja«, gab Voltago zurück. »Wir können jetzt einsteigen.«
Der Klon öffnete die Haube des nächstbesten Fährschiffs und ließ hinter sich Gesil folgen.
Sekunden später
saßen sie einander gegenüber. Voltago berührte die Kontrollen nicht. Dennoch liefen plötzlich
Schaltvorgänge
ab - eine Arretierung verschloß das Fahrzeug, ein Hangar öffnete sich vor ihnen eine Luke.
Die Fähre schoß mit hohen Beschleunigungswerten hinaus.
Im ersten Moment sah Gesil noch freien Weltraum. Dichte Sternballungen wie nahe am Zentrum
einer Galaxis
und die gleißende Lichtfülle einer nahen Supernova. Vertraute Sternbilder jedoch erkannte sie in
so kurzer Zeit
nicht, und sie hatte auch kaum damit gerechnet. Ohnehin verschleierten die hohen Schichten
einer Atmosphäre
den Blick.
Im Augenblick darauf kippte die Fähre zum Planeten hin. Starkes Schwindelgefühl packte sie,

weil sie
höchstens zehn Kilometer von der Planetenoberfläche entfernt waren. Aber der Zug der
künstlichen Gravitation
an Bord blieb derselbe, so daß sie rasch damit fertig wurde. Sekunden später hatte sich ihr
Gleichgewicht
normalisiert.
»Ist das ... Meliserad?«
»Ja. Das Zentrum der Macht. Die Heimstatt des Bewahrers von Truillau.«
Sie erkannte nur einen Ausschnitt des Planeten. Über ihnen erstreckte sich in sanfter Rundung ein
grenzenloser
Ozean. Es waren vielleicht dreihundert Kilometer, die sie so überschauen konnte, und jeder
Quadratkilometer
schimmerte in einer betörenden Mischung aus Türkis, Hellblau und dottergelben Einsprengeln.
Besonders die
gelblichen Bereiche waren es, was ihren Blick fesselte: Gesil hatte diese Farbe schon einmal
gesehen. Es war
exakt derselbe Ton, den Mamerules Umhang aufgewiesen hatte.
Zufall?
Und aus dem Ozean ragten stark reflektierende Bauten. Es schien sich um künstliche Inseln zu
handeln, um
mindestens fünfzig von ihnen allein in ihrem Gesichtsfeld. Formen und Durchmesser variierten
stark - von
Dreiecken mit einem Kilometer Schenkellänge bis zu stadtgroßen Kreisen.
»Gibt es festes Land auf Meliserad?« fragte sie.
»Nicht in diesem Bereich. Und genau dieser Bereich ist es, worauf es ankommt. Das Zentrum der
Macht
gründet sich allein auf Inseln. Es sind mehr als zehntausend. Sie alle treiben in der Genetischen
See und folgen
dem Kurs der Strömungen.«
Die Genetische See.
Allein der Ausdruck versetzte Gesil einen Schock. Für gewöhnlich war Genetik etwas, das unter
kontrollierten
Bedingungen stattfand, im Reagenzglas und unter Laborbedingungen. Eine genetische See war
ein Widerspruch
in sich. Und dennoch übte der Anblick der schimmernden Oberfläche eine derartige Faszination
auf sie aus, daß
sie vergaß, Voltago nach Einzelheiten zu befragen.
Zeit genug war später noch. Indessen hatte die Fähre Kurs auf eine der Inseln genommen. Ohne
sichtbaren
Handgriff steuerte der Klon ihr Fahrzeug bis auf hundert Meter über dem Wasser. Dort vorn, in
greifbarer
Nähe, schwamm ein riesenhafter Diskus von drei Kilometern Durchmesser und hundert Metern
Höhe.
Das blankpolierte Material der Wandung reflektierte gleißend hell gelbes Sonnenlicht. Zähe
Wellen schlugen
an den unteren Rand; direkt darüber markierte eine scharfe Kante den Abschluß einer Fläche, die
den Diskus
lückenlos umschloß.

»Nach feierlichen Worten ist dir wohl nicht gerade zumute, was?« fragte sie den Klon.

»Nein«, sagte Voltago. Er ließ durch nichts erkennen, daß er den sarkastischen Tonfall bemerkt hatte.

Mit geringer Geschwindigkeit näherten sie sich dem Diskus.

Eine Reihe von sechskantigen Pyramiden bildete den sichtbaren Aufbau; was in der Mitte der Plattform lag,

konnte sie nicht erkennen. Voltago verzögerte das Tempo der Fähre weiter. Am Ende schwebten, sie nicht

schneller als ein Vogel ans Ziel.

»Sieh!«

Der Klon deutete nach unten.

An der Umsäumung des Diskus winkte eine Menge von etwa dreitausend Truillauern. Die Fladenwesen

meinten eindeutig sie. Ein bestelltes Jubelkommando, dachte Gesil, von dem sie allerdings nicht im geringsten

beeindruckt war. Genormte Truillauer hatte sie wahrlich genug gesehen. Der Anblick weckte eher ihren Zorn

auf die Taten des Bewahrers.

Zwischen zwei Pyramiden hindurch schwebte die Fähre zum Mittelpunkt. Der Stil der Bauten fesselte

sekundenlang ihren Blick. Es sah aus, als habe man die polierten Glassitflächen auf Schaumbasis regelrecht

zusammengespritzt; so fein modelliert wirkte jeder Winkel.

Entlang der Kanten verliefen gläserne Schächte, durch die sich winzig klein genormte Truillauer bewegten.

Keine Spur vom Bewahrer. Oder hatte sie ihn nur nicht erkannt? Vielleicht war die Genetische See lebendig -

und mit dem Herrscher dieser Galaxis identisch. Dann hatte die CASSADEGA nur einen Ableger des

Bewahrers transportiert.

Im übrigen paßte das zu dem Eindruck, den sie auf empathischem Weg von dem Fremden gewonnen hatte. Ein

unglaublich großer Riese. Mit solcher Macht, daß er Galaxien vernichten, ein einzelnes Wesen aber nicht fassen

konnte ...

Als die Fähre den Kreis der Pyramiden passiert hatte, tat sich vor ihnen eine Parklandschaft auf. Büsche,

ausladende Bäume und niedrige Grünflächen bedeckten einen Kreis von zwei Kilometern Durchmesser. Nichts

hier wirkte wild und sich selbst überlassen. Einmal erhaschte sie einen Blick auf Gärtnerrobots, die über eine

Wiese schwebten, und Gesil konnte sich vorstellen, daß eine kleine Heerschar von ihnen im Park an der Arbeit

war.

Im geometrischen Zentrum des Diskus lag ein freier Platz.

Voltago ließ die Fähre direkt darauf zuschweben.

Tausende von Truillauern standen auf unsichtbaren Prallfeldern zwei Meter hoch in der Luft.

Und wie das erste

Empfangskomitee winkten auch sie frenetisch mit ausgefahrenen Tentakeln. Grelle Strahlbahnen lösten sich als

Salut aus dem Boden. In hundert Metern Höhe spielte sich ein Projektionsspektakel in allen Regenbogenfarben

ab.

»Der Bewahrer hat sich Mühe gegeben«, stellte sie fest. »Ein netter Empfang. Nur der Festredner selbst ist

wieder einmal nicht gekommen.«

Voltago landete das Fahrzeug, die Haube klappte hoch. Von einer Sekunde zur anderen umfing sie gellender

Jubel. Die Worte hörten sich zwar wie Spektra an, doch einen Sinn oder ganze Sätze erkannte sie nicht.

Gesil stieg als erste aus - und sah vor sich ein rotes, energetisches Förderband. Auf Terra wurden Ehrengäste oft

mit einem roten Teppich begrüßt. Das rote Band erfüllte denselben Zweck. Mißtrauisch hielt sie zunächst eine

Fußspitze hinein, und sie bemerkte, daß die Sohle mit sachter Kraft vorwärts gezogen wurde.

Der Jubel schmerzte in ihren Ohren. Wenn der Bewahrer geglaubt hatte, sie damit zu

beeinflussen, hatte er sich

getäuscht. Gesil betrat das rote Feld; allein, um dem Empfangskommando zu entkommen. Hinter ihr folgte

Voltago, dessen vergewisserte sie sich mit einem raschen Blick.

In der Mitte des Platzes tat sich eine Bodenschleuse auf.

Zehn Sekunden später umgaben sie die nüchternen Wände eines Antigrafschachts, der Jubel verstummte.

Schweigend sanken sie tiefer. Jedoch nur zehn Meter weit: Dort erwartete sie ein simples Personenförderband.

»Ich habe es überstanden, wie?« meinte sie ironisch.

»Ja. Hier unten ist alles Routine.«

Voltago führte sie mehr als drei Stunden lang durch die Korridore und Hallen im Innern des Diskus. Die ganze

Zeit behauptete er, sie seien auf dem Weg zu ihrer neuen Unterkunft. Natürlich glaubte sie kein Wort davon.

Diese schwimmende Insel durchmaß gerade drei Kilometer - und sie hatten auf Bändern und in Schächten

mindestens dreißig zurückgelegt. Aber vielleicht, dachte sie, hatte sie beim Anflug nur die Spitze eines Eisbergs

gesehen.

Das Innere der Insel sah aus wie tausend andere Stationen. Geschäftige Tätigkeit auf der einen Seite, Tausende

von genormten Truillauern an der Arbeit. Andererseits kilometerlang leere Gänge, dazu verlassene Zentralen,

worin wie von Geisterhand bewegt Schaltvorgänge abliefen.

Niemand schenkte ihr Beachtung.

»Morgen wird einiges anders sein«, kündigte Voltago an. »Morgen werden sie wissen, wer du bist.«

»Ich wüßte lieber, wer ich für den Bewahrer bin. Außerdem bin ich müde. Ich möchte mich ausruhen.«

Wortlos drehte der Klon mitten im Gang um und schlug die entgegengesetzte Richtung ein. Von nun an dauerte es keine fünf Minuten, dann waren sie am Ziel. Da vorn begann ein schräg aufsteigender Schacht. Tageslicht fiel durch das Glas. Gesil erkannte, daß sie eine der Pyramiden betreten hatten. Ein aufwärts gepoltes Antigravfeld zog sie so langsam hoch, daß genügend Gelegenheit für ausgiebige Blicke blieb. Von hier aus bot sich eine gänzlich neue Perspektive: Vor ihren Augen erschien der Diskus als hochgelegenes Plateau, und zwischen den übrigen Bauten herrschte reger Fahrzeugverkehr. Auffallend war lediglich, daß niemand den Park überflog. Knapp unterhalb der Pyramidenspitze verließen sie den Schacht. »Diese Etage dient dir als Wohnung«, meinte der Klon. »Niemand hat hier ungebeten Zutritt.« »Außer dir, nicht wahr?« »Sicher. Ich bin dein Leibdiener. Aber ich werde nicht ständig in der Nähe sein.« »Das freut mich zu hören. Lasse mich nun allein. Ich sehe mir diese Wohnung auf eigene Faust an.« Im tiefschwarzen Gesicht des Klons war keine Regung sichtbar. »Wenn du Wünsche hast«, sagte sie, »dann genügt ein Ruf.« »Gut zu wissen.« Gesil preßte die Lippen aufeinander. Sie wurde also abgehört; aber was anders hatte sie erwartet? Voltago verschwand, ohne daß seine Wadenblöcke den Boden berührten. Wie meistens deutete er die Schritte nur an, schwebte in Wirklichkeit aber zwei oder drei Zentimeter über dem Glassitboden der Pyramide. Überall dieses Glassit; es erinnerte sie an die Kabinenflucht an Bord der CASSADEGA. Alles sah durchsichtig aus, doch wenn man bestimmte Punkte fixieren wollte, war das unmöglich. Sechs Räume bildeten diese Ebene der Pyramide. Zwei waren als Schlafzimmer hergerichtet, einer als Naßzelle mit angrenzendem Schwimmbad. Der nächste Raum enthielt ein komplettes Kommunikationszentrum, in dem allerdings kein einziges Gerät funktionierte, und die beiden restlichen Zimmer standen mit Wohnmöbeln voll. Die Wände waren in Pastelltönen eingefärbt. Dazu hingen überall feine, durchsichtige Tücher, die auf jeden Luftzug mit sanfter Bewegung reagierten. Sie war tatsächlich müde. Gesil schwamm ein paar Runden, nahm dann eine Mahlzeit und wollte sich gerade schlafen legen. Plötzlich schwebte vor ihren Augen eine winzigkleine Kugel. Es war dasselbe Gerät wie an Bord der CASSADEGA; oder zumindest dieselbe Bauart: Lautlos kam die Kugel auf sie zugeflogen, streifte ihre rechte Wange und verschwand schließlich in ihrem Ohr.

Ihre Reaktion kam zu spät, sie konnte es nicht mehr verhindern. Der Schlag mit der Hand ging bereits ins

Leere.

Ein Schauer jagte ihr Gänsehaut auf den Rücken. Vom Ohr aus legte sich Hitze über ihren Kopf.

»Gesil!« flüsterte eine Stimme im Standardidiom der Galaxis Truillau. »Ich hoffe, du kannst mich hören. Hier

spricht ein Vertreter der Topar auf Meliserad. Wir kennen deinen Werdegang. Auch dein Verhältnis zum

Bewahrer, außerdem zu Per-E-Kit und unserer Widerstandsorganisation. Innerhalb der nächsten Tage werden

wir dich befreien. Vertraue auf uns. Verzweifle nicht.«

Nein! wollte sie rufen. *Laßt das bleiben!* Doch gerade rechtzeitig fiel der Frau ein, daß sie abgehört wurde.

Statt dessen fuhr die Kugel fort: »Diese Verbindung ist einseitig. Es gibt keine Möglichkeit, mit dir einen Plan

abzusprechen. Wir bitten dich, auf ungewöhnliche Zeichen zu achten. Und wenn es soweit ist, vertraue uns.

Dies ist das Ende der Nachricht. Der Nachrichtenträger wird sich in zwei Sekunden zerstören.«

»Nein!« schrie sie nun doch noch. Helle Panik durchzuckte sie.

Keine Explosion in ihrem Ohr!

Mit den Fingerspitzen riß sie sich fast die Ohrmuschel auf, doch an die Kugel kam sie nicht heran. Im nächsten

Augenblick hörte sie eine Art leises Zischgeräusch. Tatsächlich keine Explosion. Gesil legte den Kopf schief.

Aus ihrem Gehörgang rieselte feiner Staub zu Boden.

Als sich die Panik gelegt hatte, mußte sie lachen.

Und ein bestimmter Satz der Nachricht kam ihr nochmals ins Gedächtnis: *Wir kennen deinen Werdegang, auch*

dein Verhältnis zum Bewahrer.

Dabei wäre sie froh gewesen, hätte sie ihr Verhältnis zum Bewahrer selbst gekannt. Die Ungewißheit wirkte auf

die Dauer wie seelisches Gift. Etwas anderes aber war ihr völlig klar: Sie wollte nicht befreit werden, bevor

nicht alles geklärt war, was mit dem Bewahrer, Monos und einem Dutzend kleinerer Geheimnisse zusammenhing.

Nicht zu vergessen Voltago, der Klon.

*

Den nächsten Tag verbrachte sie mit Erkundungen. Sie hatte überall in der Pyramide freien Zutritt. Die

Truillauer begrüßten sie mit großer Ehrerbietung, wo immer sie auftauchte. Nur ein einziger Raum blieb ihr

verschlossen: und zwar ausgerechnet der, der über ihrer eigenen Unterkunft lag.

Sie rechnete sich aus, daß die Spanne bis zur Pyramidenspitze noch etwa zehn Meter betrug. Für mehr als ein

oder zwei große Räume reichte die Fläche ganz gewiß nicht.

Gesil stellte sich auf einen Stuhl an den Rand des Antigrafschachts. Draußen schien gerade die Sonne; grelles

Licht brach sich an den polierten Flächen der übrigen Bauwerke. Jeder konnte sie sehen. Aber sie

störte sich
nicht daran, solange nicht Voltago auftauchte.
Das Antigravfeld schien durchaus bis nach oben zu reichen. Allerdings existierte in Höhe ihrer
Zimmerdecke
ein Prallfeld. Keine Möglichkeit, hinaufzukommen. Aber ihr Instinkt riet der Frau, nicht
lockerzulassen.
Einen zweiten Versuch unternahm Gesil mit der Stuhllehne - und tatsächlich, der Stuhl drang
durch. Dieses
Schirmfeld hielt ausschließlich organische Materie ab. Mehr noch, vielleicht sogar nur sie und
sonst
niemanden.
Ganze zwei Meter galt es zu überwinden.
Hätte sie nur einen simplen Spiegel anbringen können ... Aber wie?
Von diesem Augenblick an beschäftigte sich Gesil in Gedanken nur noch damit, einen Blick in
die Etage über
ihr zu werfen. Ein weiteres Mal schwamm sie ausgiebig im Pool. Sie unternahm Spaziergänge
durch den Park,
wo sie ebenfalls allein sein konnte, und starrte stundenlang aus der Pyramide in die Umgebung
hinaus.
Am Ende hatte sie eine Idee.
Im Nebenraum war dieses Kommunikationszentrum.
Sie beschäftigte sich ausgiebig mit den vorhandenen Gerätschaften. Weshalb funktionierte
nichts? Ganz klar,
diese Unterkunft hatte schon anderen Besuchern gedient als ihr. Wahrscheinlich hatte Voltago
einfach die
Stromzufuhr unterbrechen lassen.
Viele Geräte jedoch funktionierten auch ohne externe Energiezufuhr. Jedenfalls, wenn die
Technik auf
Meliserad nach denselben Prinzipien funktionierte wie anderswo. Energie ließ sich aus Schall
gewinnen, aus
Licht, auch aus simpler Raumwärme.
Das war der Ansatz.
Mit Fingerspitzengefühl baute sie ein kleines Kameraauge von Daumengröße aus. Unter den
miniaturisierten
Kontrollen fand sie mehrere Schalter, die in Frage kamen.
Wie allerdings die Schalter prüfen? Gesil nahm sämtliche Geräteschalen ab, die sie bewegen
konnte, und fand
bald einen kleinen Wartungskasten. Ihr fiel eine kleine Box in die Hände, die genau für solche
Zwecke gemacht
schien. Damit konnte sie sowohl schalten als auch prüfen.
Die Kamera funktionierte, wahrscheinlich mittels Wärmetauscher!
Jetzt war noch ein Empfänger nötig. Die Suche danach gestaltete sich allerdings schwierig. Drei
Stunden später
hatte die Frau endlich Erfolg: Sie brachte einen Bildschirm plus Empfänger zum Laufen. Zudem
war es einfach,
die Frequenzen von Sender und Empfänger synchron zu schalten.
Sonderbar, dachte sie, daß Voltago noch nicht aufgetaucht war. Ihr Leibdiener blieb lange fort.
Aber ihr konnte

es nur recht sein. Und wenn irgendwer beobachtete, was sie tat, so konnte sie nur hoffen, daß der Sinn der

Arbeiten nicht sofort offenbar wurde.

Das Kameraauge funktionierte.

Gesil richtete das Auge auf sich selbst. Auf dem Schirm erkannte sie ihr Gesicht. Anschließend schaltete sie

den Empfänger auf Speicherung und ging zum Antigrafschacht. Zwei Meter Abstand ... Sie zielte genau, dann

warf die Frau das Kameraauge in hohem Bogen durch den Schirm.

»Getroffen!« zischte sie triumphierend.

Sie hörte genau, wie das Auge auf den Boden der Etage über ihr schlug. Nun hatte sie Bilder.

Rasch zurück - Voltago würde nicht lange auf sich warten lassen; jetzt garantiert nicht mehr. Mit wenigen

Sprüngen war sie im Kommunikationsraum. Das Kameraauge funktionierte! Doch es zeigte nicht mehr als

einen Ausschnitt grauer Decke. Gesil schaltete um auf Speicherwiedergabe und betrachtete verlangsamt die

Bilder, die das Auge während seines Fluges aufgenommen hatte.

Zunächst noch einmal ihr Gesicht, dann die Wände des Schachtes. Da tauchten kurz die ersten interessanten

Bilder auf. Sie sah einen sechskantigen, nach oben spitz zulaufenden Raum. Es gab keinerlei Einrichtung,

niemand hielt sich oben auf.

Aber da!

Der Geräteblock war nur für den Bruchteil einer Sekunde im Bild, es handelte sich eindeutig um einen

Transmitter truillauischer Bauart. Dann erfolgte der Aufprall, und der Ausschnitt verwackelte bis zur

Unkenntlichkeit.

»Du mißbrauchst dein Gastrecht!«

In der Tür stand Voltago, noch schneller als erwartet. Zum erstenmal zeigte das Gesicht des Klons etwas wie

eine zornige Regung. Aus den Wadenblöcken schossen fahle Strahlen. Der Empfänger zerfiel samt Bildschirm

zu Staub.

Gesil hielt dem Blick des Klons mit Mühe stand. Erst jetzt wurde ihr klar, wieviel Energie in dem tiefschwarzen

Körper steckte. Ganz zu schweigen von dem, was der Geist verbarg.

Kein Grund zur Furcht, hämmerte sich Gesil ein. Aber ihr Gefühl war nicht bereit, dem Verstand zu glauben.

*

Gegen Abend unternahm der Klon einen überraschenden Vorstoß. Im Grunde war für sie alles überraschend,

was er außer der Reihe sagte oder unternahm. Voltago bildete ein Buch mit sieben Siegeln für sie.

»Es gibt etwas, das ich noch tun muß«, sprach er. »Willst du mich begleiten, Gesil?«

»Ich habe die Wahl?« fragte sie mißtrauisch zurück.

»Ja.«

»Dann komme ich mit. Alles ist besser, als hier zu versauern.«

Gemeinsam stiegen sie in den Antigravschacht. Draußen brach gerade die Dämmerung über diesen Teil des

Planetens Meliserad herein. Durch die gläserne Wand hatte sie einen weiten Blickwinkel; die übrigen

Sechskantpyramiden leuchteten aus sich heraus, als hätten die Wände das Licht des Tages gespeichert. Dazu

kamen unzählige Luken, beleuchteter Gleiterverkehr zwischen den Bauwerken.

Meliserad war das Zentrum der Macht.

Dafür allerdings herrschte erstaunlich wenig Betrieb. Aber vielleicht war es eine trügerische Ruhe wie das

Auge im Zentrum eines Hurrikans.

Sie verließen den Schacht, liefen ein paar Minuten durch leere Korridore und betraten dann einen zweiten

Schacht. Nochmals legten sie um die zweitausend Meter Höhenunterschied zurück. Der Diskus ragte beachtlich

weit in die Tiefe.

»Von hier starten wir«, erklärte der Klon.

Vor ihr lag eine gläserne Halle.

Oben war feste Decke, doch nach unten und zu den Seiten hin erstreckte sich dunkles Wasser.

Also tatsächlich

eine schwimmende Insel. Der Meeresboden war nicht erkennbar.

Auf einem gläsernen Zwischendeck standen acht Gleiterfähren. Voltago wählte eine davon aus.

Es handelte

sich um dasselbe Modell wie das, mit dem sie die CASSADEGA verlassen hatten. Über ihnen klappte eine

transparente Haube zu.

Voltago berührte die Kontrollen mit keinem Finger; auch das war wie beim ersten Flug mit einem dieser

Gefährten. Der Gleiter erhob sich lautlos und steuerte eine beliebige Stelle in der unteren Inselwandung an.

Eine paßgenaue Schleuse stand plötzlich offen. Sie stießen durch, ohne daß mehr als ein paar Tropfen Wasser

in den Hangar gedrungen wären. Schlieren überzogen die durchsichtige Kuppel - und Voltago beschleunigte

den Gleiter mit hohen Werten. Hinter ihnen blieb eine Spur aus trägen Strudeln zurück.

»Wohin geht es?« fragte sie.

»Das weiß ich selbst noch nicht. Mein Spürsinn wird mich leiten.«

Gesil hielt vergeblich nach Unterwasserlebewesen Ausschau. In diesen Tiefen erkannte sie nichts als eintönige,

sehr dunkelblaue Farbe. Doch der Ton des Wassers hellte sich auf, je mehr Voltago den Gleiter in Richtung

Oberfläche steuerte. Hier schwammen bereits unzählige Klumpen verschiedenster Größe im Wasser. Gesil

meinte, einige davon sich bewegen zu sehen; doch sie hatte sich gewiß getäuscht.

Aus tristem Dunkelblau wurde das schimmernde Türkis, das sie schon beim Anflug wahrgenommen hatte. In

perlenden Tropfen umgab die Genetische See den Rumpf ihres Fahrzeugs. Reflexe von

Tageslicht brachen sich
in der transparenten Kuppel.
Da war die Oberfläche.
Mit hundert Stundenkilometern Geschwindigkeit tauchten sie auf. Der Gleiter durchstieß die
Grenze zwischen
Wasser und Luft, rutschte sekundenlang fast ohne Kontakt zu den Wellen und senkte sich dann
wieder hinab.
Hinter ihnen entstand eine Kielwoge aus sprühender Gischt.
Der Fahrtwind blies in dicken Schlieren Flüssigkeitsreste vom Gleiter. Hunderte von
Schleimklumpen wurden
mit herabgespült, und Sekunden später ließ der Klon die Haube nach hinten gleiten. Jetzt erst
begriff Gesil,
weshalb der Rumpf dieses Fährentyps so stromlinienförmig gebaut war: Man konnte ihn
gleichzeitig als Boot
benutzen.
Ihre Haare flatterten im Wind.
Über dem Horizont ging gerade die Sonne unter; doch der Vorgang nahm wesentlich mehr Zeit in
Anspruch als
auf der Erde. Doppelt so lange, schätzte sie. Ein 48-Stunden-Tag wahrscheinlich.
Unmittelbar neben ihnen tauchte plötzlich eine der hellblauen Zonen auf, die sie schon beim
Verlassen des
Residenzschiffs bemerkt hatte. Voltago änderte unverzüglich den Kurs. Die Fähre glitt in
respektvollem
Abstand daran vorbei.
»Was ist da vorn los?« wollte sie wissen.
»Zersetzungsprodukte«, gab der Klon einsilbig zurück. »Giftgasgefahr. Du trägst keinen
Schutzanzug. Die
Genetische See ist nicht ohne Gefahren.«
Man hätte die Kuppel schließen können, dachte sie; aber sie war froh, daß der Klon es nicht tat.
Dazu genoß sie
viel zu sehr den Sonnenuntergang. Über türkisfarbenen und hellblauen Zonen der blasse Himmel,
darin als
blutrote, versinkende Scheibe die Sonne Meliserads. Millionen Facetten brachen sich auf den
Wellen.
Meliserad. Zentrum der Macht.
Darunter hatte sich Gesil wahrscheinlich etwas anderes vorgestellt, nämlich eine waffenstarrende
Festung mit
wimmelndem Leben. Die Realität wollte ihr einfach nicht in den Kopf.
»Wir nähern uns«, sagte Voltago plötzlich.
Gesil schaute nach vorn und entdeckte, verteilt über eine weite Fläche, mindestens drei Dutzend
dünne Masten.
Vier davon standen jeweils dicht beisammen. Je näher sie kamen, desto mehr Einzelheiten
erkannte sie. Die
Masten gehörten zu schwimmenden Stationen; wie die Fischfabriken, die oft auf Wasserplaneten
Verwendung
fanden.
Sonderbare Geräusche lagen in der Luft. Es klang wie das Stöhnen eines Riesen, dumpf und von
ungeheurem

Volumen, als stoße die See selber die Laute aus.

»Was für Stationen sind das?« fragte sie.

»Genetische Fischer. Für jede Brutzone eine Station.« Die Antwort klang, als sei damit alles gesagt, als müsse sie nun im Bilde sein.

Aber etwas anderes lenkte Gesils Aufmerksamkeit noch in derselben Sekunde ab. Drei der schwimmenden

Gebilde gerieten nun ins unmittelbare Blickfeld. Und das Wasser in ihrer Nähe war dottergelb gefärbt.

Außerdem, bei näherem Hinsehen ...

Die dottergelben Zonen lagen keineswegs auf einer Ebene mit dem Rest der See. Vielmehr sah es aus, als koche

das Wasser in diesen Bereichen mit hoher Temperatur. Dicke Blasen stiegen auf, scheinbar eitrig Substanz

wurde vom Zentrum aus an den Rand gespült und bildete scharf begrenzte Ränder aus Schleim.

In der Luft hing

ein sonderbarer Geruch, nicht unangenehm, mit nichts anderem vergleichbar.

»Gut«, meinte Voltago leise. »Die Fischer warten noch. Ich will ihnen nicht raten, jetzt hierherzukommen.«

Inzwischen hatten sie sich der Brutzone vor ihnen bis auf dreißig Meter genähert. Die Station der Fischer war

mehr als die zehnfache Distanz entfernt; sie erkannte keinerlei Bewegung an Bord.

Nun hielt der Gleiter, der Antrieb wirkte nur der Drift der Wellen entgegen.

Voltago erhob sich und trat an den Rand des Fahrzeugs. Er beugte sich vor, hielt prüfend eine Hand ins Wasser

und schaute dabei auf die dottergelbe Zone.

Gesil trat zu ihm. Wie er beugte sie sich vor - doch bevor sie das Wasser berühren konnte, hatte er schon ihr

Handgelenk gepackt.

»Versuche das nicht«, erklärte der Klon mit ausdruckslosem Gesicht. »Es würde dich das Leben kosten.

Berühre niemals die Wasser der Genetischen See.«

»Was soll denn schon passieren? Bist du mein Leibdiener oder mein Wächter?«

»Beides«, entgegnete der Klon mit entwaffnender Offenheit. »Ich habe dich nur mitgenommen, weil ich dir

etwas zeigen möchte.«

»Was?« Gesil schloß mit einer Armbewegung die ganze Umgebung ein. »Diesen Ozean, der so gefährlich sein soll?«

»Auch das. Warte hier.«

Ohne jede Vorwarnung sprang der Klon kopfüber ins Wasser. Oder in das, was wie Wasser aussah; denn Gesil

war sich dessen mit einmal gar nicht mehr so sicher. Die zähe, fast klebrige Konsistenz, die hellblauen und

dottergelben Zonen - eigentlich sprach einiges dagegen.

Zehn Meter weiter tauchte der Klon aus der See. Sein tiefschwarzer Körper war von dicken Tropfen bedeckt, er

bewegte sich wie ein Fisch geschmeidig durch die Wellen. Es sah aus, als habe er sein wahres

Element erst jetzt
gefunden.

Mit kräftigen Zügen näherte sich Voltago der gelben Zone.

Die Station der Genetischen Fischer rührte sich nicht. Dennoch hatte Gesil plötzlich ein fernes
Summen im

Ohr. Sie wußte nichts anzufangen mit dem Geräusch, suchte deshalb besorgt das Wasser ab und
erblickte in

einiger Entfernung eine Art Welle, die sich rasch näherte.

»Voltago!« schrie sie.

Der Klon hörte nicht.

In diesem Augenblick hatte er die dottergelbe, kochende Zone erreicht. Er tauchte hinein und
verschwand in

zerplatzenden Blasen. Ab und zu sah sie ihn noch. Gesil erkannte immer wieder seinen kahlen
Schädel, oder

schwarze Arme zerteilten die gelbe Substanz.

Da war die Welle.

Als sie erkannte, worum es sich handelte, hielt Gesil erschrocken den Atem an. Qylinam. Die
Halle, in der

Voltago erweckt worden war. Das System aus Rohren, die Brutkuppel, und eine riesige Schar
dieser

rätselhaften Amöbenwesen.

Es war eine lebendige Welle. Millionen kleinster Wesen bildeten einen schwimmenden, rasenden
Mob. Sie alle

hielten direkt auf die gelbe Zone mit Voltago zu.

Jetzt erfolgte der Zusammenprall. Schäumende Gischt spritzte empor, ein Wirbel aus gelben
Tropfen und

farblosen, winzigen Amöbenwesen. *Zünder*, so hatte Mamerule sie genannt. Und jetzt traf sie in
der

Genetischen See von Meliserad dieselbe Spezies noch einmal.

Über der gelben Zone hatte sich jetzt Voltago bis zur Hüfte aus dem Wasser erhoben. Seine
tiefschwarzen

Glieder waren angespannt bis zum Zerreißen, der Kopf war mit aufgerissenem Mund und
aufgerissenen Augen

nach oben gereckt.

Voltago stieß einen Schrei aus, der ihr das Blut in den Adern gefrieren ließ. Der Strom der
Amöbenwesen

prallte mit furchtbarer Wucht gegen seine Brust.

Aber der Klon starb nicht, wie Gesil im ersten Augenblick befürchtet hatte. Er zog den Strom im
Gegenteil an

wie ein Magnet. Sie spürte seinen Geist; einen mentalen Mahlstrom aus Ekstase und Kraft.

Die dottergelbe Masse brodelte.

Abermals tötete Voltago Millionen der Zünderwesen allein durch seine unmittelbare Nähe. Sie
verloren all ihre

Kraft an ihn. Ein Teil der Welle trieb bereits regungslos aus der gelben Zone ins offene Wasser
hinaus - und

wurde dampfend zersetzt, sobald der Leichenstrom mit türkisfarbener Substanz in Berührung
kam.

Zehn Minuten später war der Spuk vorbei. Voltago hatte die Welle aufgezehrt. Sein Schädel

versank in der
gelben Masse, und Sekunden später tauchte er neben, dem Rumpf des Gleiter aus dem Wasser.
Wortlos stieg er ins Innere. Einen Moment lang schien seine Haut regelrecht zu erglühen, die
Flüssigkeitsreste
verdampften mit zischendem Geräusch.
»Was ... was war das?« fragte Gesil.
Eine Antwort erhielt sie nicht. Sie spürte nur die Kraft in ihm, die sich nun vervielfacht hatte.
Votago drehte den Gleiter. Wortlos nahm der Klon Kurs zurück auf die Diskusinsel. Als sich
Gesil noch
einmal umdrehte, war die Station der Genetischen Fischer nahe an die gelbe Zone herangefahren.
In diesem
Augenblick strömte ein Schwall kleiner Boote aus dem Rumpf.
Wie Leichenfledderer, dachte sie. Die Fischer holten sich ihren Anteil, bevor er versinken konnte.
5.

Tage der Entscheidung.

28./29./30. Oktober 1171 NGZ.

MELISERAD.

Am nächsten Morgen weckte sie etwas, woran sie sich fast schon gewöhnt hatte: Der Bewahrer
war da. Gesil
spürte seine Anwesenheit direkt von oben. Und jetzt wußte sie auch, auf welche Weise er dorthin
gekommen
war - per Transmitter nämlich.

Nebenbei legte sie ihre Theorie ad acta, der Bewahrer sei identisch mit der Genetischen See.

Durch den
verhältnismäßig kleinen Transmitterbogen paßte kein Wesen, das größer war als etwa ein
Haluter.

Ich spüre dich, formulierte sie in Gedanken. *Ich will dich sehen, Bewahrer! Du bist doch nur ein
paar Meter
entfernt!*

Ihre Augen versuchten, das milchige Glassitmaterial der Decke zu durchdringen. Bizarre
Schatten wanden sich
umeinander, kratzende Geräusche drangen durch die Decke. Doch es war nur eine Täuschung
ihrer überreizten

Sinne. Von oben erreichte sie kein einziger verräterischer Lichtstrahl, und das Kratzen stammte
von ihren
eigenen Fingernägeln.

Statt dessen spürte sie auf empathischem Weg das, was der Herrscher dieser Galaxis ihr
zugesandt hatte. Kurz

verdeckte ein Anflug früherer Panik alles, dann jedoch hatte sich der Bewahrer wieder gefangen.

Du bist nicht genug, Gesil. Die Botschaft kam nicht in Worten, war aber dennoch verständlich.

Du bist viel,

*sehr viel. Aber etwas fehlt dir. Nun ist die Stunde nicht mehr fern! Große, gewaltige Dinge sind
im Gang. Ich*

habe das, was fehlt. Ich werde es dir zeigen.

»Ja!« rief sie laut. Eine unglaubliche Euphorie hatte sich sekundenlang ihrer bemächtigt.

»Komm! Zeige es
mir!«

Bald. Sehr bald. Heute noch.

Hatte sie die Botschaft recht verstanden?

Als der Bewahrer verschwand, erwachte die Frau wie aus einer tiefen Trance.

Aber etwas war nicht in Ordnung. Ein furchtbarer Hauch von Kälte streifte sie. Ihr liefen Schauer über den

Rücken.

Sofort war ihre Aufmerksamkeit wieder geweckt, denn Voltago erwachte aus derselben Trance wie sie. Von

seinen aufgerissenen Pupillen rieselte verfestigter Rauhereif. Seine tiefschwarze Haut wies denselben

Frostschimmer auf, den sie schon einmal an ihm beobachtet hatte.

Und am meisten beeindruckte sie das Gesicht.

Die Züge wiesen deutliche Ähnlichkeit mit ihren eigenen auf. Kinn und Nase jedoch stammten von einer

anderen Persönlichkeit. Eine Spur von Erkenntnis durchzuckte sie - aber Gesil war nicht imstande, die Idee

festzuhalten.

Voltago atmete schwer.

Seine Muskulatur sah aus, als habe er Stunden schwerer Arbeit hinter sich. Dabei hatte sie noch nie gesehen,

daß irgend etwas diesem Klon sichtbare Mühe bereitet hätte.

»Du hast ihn verstanden?« fragte Voltago.

»Ja«, gab die Frau mit rauher Stimme zurück. »Das habe ich.«

»Es wird sehr bald soweit sein. Halte dich bereit. Das Schiff befindet sich inzwischen im Anflug auf Meliserad.

Es kommt von sehr weit her.«

*

Gesil brachte vier Stunden in fiebriger Erwartung hinter sich.

Dabei beobachtete sie sehr genau ihren Leibdiener, der ja eigentlich nur Conn-Y-Spreik hatte ablösen sollen.

Aber hinter Voltago steckte wesentlich mehr als das. Zuerst die Rettungsaktion auf Qylinam, dann die

sonderbaren Verwandlungen seines Gesichts, verbunden mit Eiseskälte.

War da Unruhe in seinem Verhalten?

Nein ... Der Klon stand abwartend an der Tür zum Antigravschacht. Vielleicht gab er nur acht, daß sie keinen

weiteren Unfug anstellte. Gesil lächelte ironisch.

Sobald der Bewahrer wieder in ihre Nähe kam, würde sie keinen Blick von Voltago lassen. Sie spürte, daß das

Wesen mit der tiefschwarzen Haut zum Schlüssel werden konnte. Ebenso, wie ihre Identität von ihm kopiert

wurde, wurde es auch die des Bewahrers. Mit anderen Worten: Zwischen ihr und dem ominösen Herrscher von

Truillau gab es eine Gemeinsamkeit. Nur welche?

Wieder diese sonderbare Unruhe in seinem Verhalten, die Gesil mehr spürte als sah.

Jetzt hatte sie keinen Zweifel mehr.

Ein Zittern lief durch seine Glieder. Die Muskeln spannten und entspannten sich in kurzem Rhythmus. Plötzlich

stand der Mund ein bißchen offen, und das Gesicht kehrte sich erwartungsvoll in Richtung

Pyramidenspitze.

Diesmal jedoch war der Bewahrer nicht anwesend.

Gesil begriff mit einemmal. Sie sprang auf und wollte sich am Klon vorbei zum Antigravschacht schieben.

Aber Voltago versperrte die Tür. Sie faßte mit beiden Händen seine Arme, versuchte, ihn beiseite zu stoßen;

ohne Erfolg. Maschinenhafte Vibrationen schüttelten das Wesen. Eine fast epileptische Spannung hatte sich

seiner bemächtigt.

»Laß mich durch, verdammt!«

Sie begriff, daß er die Tür im Augenblick nicht mit Absicht versperrte. Also machte sich die Frau schmal,

kletterte regelrecht über seine Beine und sprang in den Schacht.

Hier konnte sie nach draußen sehen. Mit beiden Händen umklammerte sie einen Haltegriff, so daß sie nicht

vom Sog nach unten gezogen wurde.

Und tatsächlich: Über der Diskusinsel des Bewahrers schwebte ein riesiges Objekt. Es verdunkelte den halben

Himmel, stand also ziemlich niedrig. Ein Muschelschiff - das ergänzende Element war angekommen.

Gesil hätte ein Jahr ihres Lebens gegeben, hätte sie jetzt in Voltagos Gedanken lesen können.

Oben schleuste das Muschelschiff einen Schwarm winziger Planetenfähren aus. Dann nahm das riesige Gebilde

Fahrt auf und verschwand im blauen Taghimmel von Meliserad. Gleichzeitig fächerte die Formation der Fähren

auseinander, und nur eine einzige näherte sich am Ende der Insel des Bewahrers.

»Voltago!« rief sie. »Jetzt kannst du es mir sagen! Wer oder was kommt da an?«

Gesil drehte sich um - und erschrak heftig. Der Klon mit der tiefschwarzen Haut schwebte nur wenige

Zentimeter direkt hinter ihr. Einen Augenblick lang war sie sicher, daß er sie töten würde. Doch Voltago nahm

sie nur sanft beim Arm und schob sie in die Unterkunft zurück.

Er hatte eiskalte Hände.

»Du bleibst hier«, sagte er. »Ich bin gleich zurück.«

»He!«

Der Klon ließ sich im Schacht abwärts treiben. Gesil wollte hinter ihm herspringen; aber von einer Sekunde zur

anderen versperrte ein unsichtbarer Prallschirm ihr den Weg. Sie stieß heftig dagegen. Ihre Stirn und die

Handgelenke schmerzten.

Jetzt war sie also wirklich eingeschlossen.

Wütend ballte sie die Hände. Gesil haßte ihre eigene Machtlosigkeit aus tiefstem Herzen. Sie riß ein paar

Tücher von den Wänden, allein um sich abzureagieren. Allzuviel Zorn schadete nur. Ein kühler Kopf war nötig.

Mit bebenden Lippen hockte die Frau in einem Sessel und versuchte, sich selbst Ruhe aufzuzwingen. Als sie

soweit war, fühlte sie die Nähe einer Person. Denn um eine Person handelte es sich: Sie hegte mit

einemmal
keinerlei Zweifel mehr. Das ergänzende Element war ein denkendes Wesen! Jemand, zu dem sie
eine vielfach
gebrochene Verwandtschaft fühlte.
Aber die Verwandtschaft war da.
Gesil spürte den sich verkürzenden immateriellen Faden.
Vor der Tür erschien ein schwarzer Schatten - Voltago, der Klon. Und mit ihm kam die zweite
Gestalt.
Die Frau wollte aufspringen, schreien, doch eine umfassende Lähmung machte jede Bewegung
und jeden Laut
unmöglich.
»Nun ist es soweit«, sprach Voltago. Seine Züge zerflossen. Im Verlauf weniger Sekunden
bildete das Gesicht
mehrere Persönlichkeiten ab. Dann jedoch gefror der Ausdruck, während nur die Lippen sich
dem beginnenden
Frost entgegenstemmen.
»Nun seid ihr zwei«, stieß er hervor. »Nun seid ihr genug! Habe ich zuviel versprochen? Lob sei
dem
Bewahrer!«
Die andere Gestalt löste sich von der Seite des Klons, und das Gesicht zeigte dieselben Merkmale
ungläubiger
Überraschung wie Gesil selbst. Ein verrückter Gedanke durchzuckte sie. Was, wenn sie wieder
aufs Glatteis
geführt wurde? Was, wenn hier nur das Offensichtliche verschleiert wurde?
Gesil schüttelte fassungslos den Kopf. Die Bewegung brach den Bann. Dennoch herrschte völlige
Verwirrung
in ihrem Geist. Sekundenlang vermochte sie keinen klaren Gedanken mehr zu fassen. Schließlich
blieb nur
noch ein absurder, zugleich unwiderstehlicher Verdacht übrig.
»Du bist der Bewahrer ...«, murmelte sie. »Jetzt verstehe ich gar nichts mehr.«
Vor ihr stand ihre Tochter Eirene.
*
»Mutter?« Die Frau verzog ohne jedes Verständnis das Gesicht. »Was redest du? Erkläre mir,
was hier
vorgeht.«
Gesil erwachte wie aus einem Traum. Wie hatte sie auch nur eine Sekunde glauben können, daß
ihre Tochter
mit dem Herrscher von Truillau identisch sei?
Eirene hier auf Meliserad! Das fehlende Element - es handelte sich ausgerechnet um ihre Tochter.
Das Wesen,
das Gesil mit Perry Rhodan gezeugt hatte.
Das schwarze Haar trug sie wie immer sehr kurz und links gescheitelt, die hohen
Wangenknochen traten stark
hervor. Ihre Augen waren die einer Geistesgestörten; voll unstillbarem Wissenshunger und dabei
zugleich
absolut verunsichert. Eirenes Blick hatte wenig Menschliches mehr an sich. Wie ein Nakk. Doch
ein Teil der
Frau wirkte so, wie es vor langer Zeit bei Gesil selbst der Fall gewesen war. Damals, als Atlan sie

gefunden

hatte, als aus ihren Augen noch schwarze Flammen schlugen.

»Was soll ich dir erklären?« fragte Gesil. »Ich bin eine Gefangene. Mir erscheint deine Geschichte zunächst

wesentlich interessanter, Eirene.«

Die andere zuckte zusammen.

»Nenne mich Idinyphe. Du hast mich geboren, ja; aber ich bin eine andere geworden. Gewöhne dich daran.«

»Entschuldige, Idinyphe. Ich vergaß.«

»Dann berichte ich, was es zu berichten gibt: Auch ich bin gefangen, so wie du. Agenten aus Truillau haben

mich aus der Milchstraße entführt. Das war vor drei Monaten. Sie haben mir ihre Gründe nicht gesagt. Ich weiß

nur, daß der Bewahrer von Truillau mich sehen will. Aber wer das ist, weiß ich nicht. Jetzt bin ich hier.«

Eirenes Stimme klang hölzern. Sie mußte sich jedes Wort genau überlegen.

»Das soll alles sein?« fragte Gesil zurück. »Du machst Witze.«

»Nein.«

Natürlich nicht - denn die neue Eirene hatte jeden Humor verloren.

»Ich sehe schon, wir werden einige Zeit brauchen, bis wir uns verständigt haben.« Gesil drehte sich zu Voltago

um und sah, daß der Klon noch immer starr dastand. »Gehen wir ins Nebenzimmer. Wenn wir Glück haben,

wird er uns nicht stören.«

Die beiden Frauen ließen den Klon zurück und nahmen im angrenzenden Raum einander gegenüber Platz.

Welch eine gespannte Atmosphäre, dachte Gesil. Eirene verhielt sich fast feindselig. Sie war nicht mehr ihre

Tochter, das spürte sie ganz deutlich.

Eirene hatte sich innerlich so sehr verändert, daß wahrscheinlich nicht einmal Perry sie wiedererkannt hätte.

Was mochte in der Milchstraße geschehen sein? Es war, als habe der Veränderungsprozeß während Gesils

Abwesenheit erst richtig eingesetzt.

»Wie geht es Perry?« fragte sie.

»Gut. Er jagt noch immer seinen Aktivator hinterher. Und die ganze Galaxis wiederum jagt ES. Es sieht so aus,

als wollten ein paar Schiffe aus Truillau sie dabei stören.«

»Erzähle mehr!«

»Warum? Die Milchstraße ist weit weg.«

»Warum?« fragte Gesil fassungslos zurück. »Weil der Schlüssel für das, was hier geschieht, in der Milchstraße

liegen könnte. Alles ist wichtig, hast du das vergessen? Und außerdem deshalb, weil es mich interessiert.«

»Meine Interessen liegen anderswo. Ich will von dir einiges hören, was diesen Bewahrer und Voltago angeht.

Aber zuerst will ich mich säubern.«

Gesil deutete wortlos auf die Naßzelle. Da trafen sie sich 12 Millionen Lichtjahre von ihrer

Heimatgalaxis

entfernt wieder, beide das Opfer desselben Entführers. Ein Rätsel Ungeheuren Ausmaßes stand dicht vor seiner

Lösung. Und was tat ihre Tochter?

Sie verhielt sich eigenbrötlerischer denn je.

Mit hölzernen Bewegungen legte Eirene ihre Kleidung ab.

In diesem Augenblick erkannte Gesil das schwarze, ölig schimmernde Mal am hinteren Halsbereich ihrer

Tochter. Der Flecken sah aus wie die Haut eines Nacken - und Gesil begriff, daß genau das auch der Fall war.

Eirene verwandelte sich, nicht nur geistig, sondern auch körperlich.

Wie war das möglich? Insekten machten Metamorphosen durch, aber keine Menschen. Schon gar nicht von

einer Frau zum Nacken.

Gesil sah ihre schlimmsten Befürchtungen Wahrheit werden. Am Ende würde von ihrer Tochter nichts mehr

bleiben. Weder Körper noch Geist. Nicht einmal der Name, den sie ohnehin schon geändert hatte.

Erst in diesem Augenblick akzeptierte Gesil wirklich, daß sie ihre Tochter verloren hatte. Für

Gesil gab es kein

persönliches Glück, auch nicht das Glück einer Familie. Zu tief war sie von Geburt an in kosmische

Zusammenhänge verstrickt. Sie würde nie entkommen können.

Eirene verdiente keinen Vorwurf. Ihre Tochter war Opfer - nicht Täter. Perry und sie, sie hätten vielleicht

niemals ein Kind haben dürfen. In Gesils Augen standen Tränen. Doch mit dem Handrücken wischte sie jede

verräterische Spur weg. Er war jetzt nicht hier. Sie mußte es ohne ihn schaffen, und das konnte sie auch.

»Warte, Idinyphe!«

Die andere drehte sich in der Tür um.

In Gesils Kehle saß ein dicker Kloß. »Wie ... wie geht es eigentlich Willom?« fragte sie intuitiv.

»Willom ist tot.«

In Eirenes Augen stand ein stummer Ausdruck von Qual und Trauer.

Die ganze Zerrissenheit ihres Wesens lag in einem einzigen kurzen Blick. Dann drehte sich die andere um und

schloß die Tür.

Gesil saß minutenlang wie erschlagen in ihrem Sessel. Bis ein Geräusch sie aufschrecken ließ. Es war der Knall

einer Explosion.

*

Zu Tode erschrocken fuhr Gesil herum. Sie kam gerade zurecht, aus dem Antigravschacht eines dieser

Fladenwesen auftauchen zu sehen, wie sie auch die Diskusinsel des Bewahrers bevölkerten.

Dem ersten folgten drei andere, dann plötzlich waren es zehn. Ein ganzer Strom von Truillauern quoll in die

Etage.

»Gesil!« rief einer. »Mein Name ist Ket-A-Kito! Wir kommen, um dich zu befreien!«

Die Topar! Sie hatte die Widerstandsorganisation fast vergessen. Dabei hatte sie doch gewußt,

daß ein
Befreiungsversuch bevorstand.
Der Klon rührte sich nicht. Voltago stand noch immer nahe der Tür, inzwischen von Truillauern umringt. Seine
eisige Starre ließ eine Bewegung noch nicht zu. Vielleicht nahm er nicht einmal wahr, was rings um ihn vor
sich ging.
Alle Topar trugen Waffen. Drei von ihnen rannten auf Gesil los; die anderen nahmen indessen Voltago unter
Feuer. Rote Strahlen schossen aus mehreren Läufen. Aber die Haut des Klons schien die Strahlen in sich
aufzusaugen wie ein Schwamm. Es war wie mit den Zünderwesen: Das, was ihn töten sollte, stärkte nur seine
Kräfte.
Ein heiserer Aufschrei löste sich aus seiner Kehle.
Die Konturen des Gesichts hatten sich von einer Sekunde zur anderen gefestigt. Arme und Beine bewegten sich
nicht - und doch schoß er, von den Wadenblöcken getragen, unvermittelt bis unter die Decke.
Dort schlug
Voltago einen Salto und schüttelte die sich kreuzenden Strahlbahnen spielerisch leicht wieder ab.
Der Klon wehrte sich.
Im Flug streckte er wie beiläufig eine Hand aus. Das Fladenwesen, dessen Schutzschirm er durchstoßen hatte,
lag anschließend der Länge nach aufgeschlitzt am Boden. Weißliche Flüssigkeit trat hervor.
Aus den Wadenblöcken schossen fahle Strahlen. Zwei weitere Topar starben binnen einer Sekunde. Sie
verfügten nicht über denselben Schutz wie der Klon.
»Holt ihn euch!« brüllte Ket-A-Kito. »Los doch!«
Inzwischen waren sicherlich zwanzig Topar angekommen.
Voltago räumte unter ihnen auf wie ein Berserker. Keiner kam Gesil auch nur nahe - und Eirene war klug
genug, sich gar nicht erst sehen zu lassen. Bald lagen sechs genormte Truillauer tot am Boden, und der Raum
hatte sich in eine Trümmerzone verwandelt.
Ein Strahl traf Gesil.
Aber wie durch ein Wunder überstand sie den Schlag. Sie wurde lediglich zurückgeworfen und stürzte an der
Wand zu Boden. Wie war das möglich? dachte sie halb betäubt. Was ein Wesen von Voltagos Kaliber außer
Gefecht setzen sollte, konnte eine ungeschützte Frau von Terra nicht verschonen.
In heller Panik hechtete sie in Deckung. Eine breite Couch bot zumindest genügend Schutz gegen Querschläger.
Aus dem Schacht rollten weitere Topar.
Die zweite Welle führte sonderbare, gabelförmige Geräte mit sich; daraus wurden energetische Felder
geworfen, die sich wie ein fesselndes Netz um Voltago zusammenzogen. Bald stand der Klon regungslos,
unbeweglich wie eine Statue. Die Strahlen aus seinen Wadenblöcken zerflossen am Feld, ebenso

die Schüsse
der Topar. Aber er war außer Gefecht gesetzt.
Aus den Trümmern tauchte unversehrt Ket-A-Kito auf.
»Wir verschwinden!« brüllte er. »Bringt das Tor!«
Zwei Truillauer mit Gerätetaschen wühlten sich aus den Resten einer Wand hervor - und gleichzeitig flammten die Kämpfe wieder auf.
Aus dem Schacht quollen weitere Truillauer. Diesmal jedoch handelte es sich um Truppen des Bewahrers.
»Riegel bilden!« tönte Ket-A-Kitos schrille Stimme.
Seine Leute setzten den Befehl unverzüglich um. Auf engstem Raum bildeten sie aus den eigenen Leibern einen Schutzwall. Ihre Schirme, wuchsen zu einer Mauer zusammen.
Die zwei Topar von eben hatten binnen weniger Augenblicke aus Kleinelementen einen Transmitter zusammengesetzt.
»Flucht!« gellte das Kommando.
Gesil fühlte sich bei Armen und Beinen gepackt.
»Nein!« schrie sie. »Ich will nicht mit! Ich stehe kurz vor dem Ziel, hört doch!«
Es war zu spät. Im Tumult ging ihre Stimme unter. Ein grüner Torbogen entstand, und noch in derselben Sekunde wurde sie direkt ins Zentrum des Feldes gestoßen.
Vor ihren Augen wurde es dunkel.
Jedoch nur den Bruchteil einer Sekunde lang, denn aus rotem Leuchten tauchte die Frau in fremder Umgebung wieder auf. Desorientiert stolperte Gesil vorwärts. Sie war in einem dreißig Quadratmeter großen, mit Technik vollgestopften Raum herausgekommen. Wahrscheinlich irgendein Fahrzeug.
Hinter ihr materialisierten in kurzer Folge Fladenwesen; darunter auch verletzte, die meisten jedoch in kampffähigem Zustand.
Als zehnter und letzter rollte Ket-A-Kito aus dem Feld. Gleichzeitig zerfiel der Transmitterblock zu Staub. Der rote Empfangsbogen erlosch.
Keine Verfolger, keine weiteren Opfer mehr.
»Alles Weitere nach Plan!« befahl der Topar hastig. »Die anderen sind tot. Wir müssen Gesil in Sicherheit bringen.«
»Aber ich will zurück!« schrie sie. »Versteht ihr denn das nicht? Zurück zum Bewahrer!«
Plötzlich herrschte betretenes Schweigen unter den Fladenwesen. »Zurück?« wiederholte Ket-A-Kito fassungslos. »Darüber unterhalten wir uns später. Zuerst müssen wir sehen, daß wir am Leben bleiben.«
Eine Wand war von oben bis unten mit Kontrollen bedeckt. Ket-A-Kito berührte den ersten Schalter - und es war, als fälle ein schwarzer Umhang von einem Gitterkäfig. Gesil sah, daß sie sich in einem Boot befanden.
Ringsum erstreckte sich die ruhige See. Die Lichterfülle des Zentrums von Truillau machte die

Nacht zum Tag;
 und am Himmel leuchtete die nahe Supernova heller als ein Mond.
 Da vorn schwamm eine Station der Genetischen Fischer.
 »Was zum Teufel wollen wir ...«
 Bevor Gesil den Satz noch vollenden konnte, berührte der Topar einen weiteren Sensorpunkt. Im selben
 Moment explodierte die Station. Eine heftige Druckwelle ließ ihr Boot auf den Wellen schaukeln.
 Brennende
 Trümmer flogen kilometerweit.
 Gleichzeitig stieg um sie herum der Wasserspiegel. Sie gingen auf Tauchstation.
 Gesil wurde klar, daß sie nicht zurückkonnte.
 Nicht mehr jetzt, nachdem so viele Fladenwesen für ihre Befreiung gestorben waren.
 *
 »Man wird auf der Insel des Bewahrers die Transmitterschocks angemessen haben«, stellte Ket-A-Kito fest.
 »Vielleicht haben sie die Möglichkeit, den potentiellen Empfänger genau zu orten. Deshalb hat das Boot in der
 Nähe der Station gewartet.«
 »Du meinst ... Du glaubst also, daß die Orter den Standortunterschied zwischen Station und Boot nicht
 erkennen?«
 »Richtig«, lautete die Antwort. »Es waren ja nur zweihundert Meter. Also liegt der Schluß nahe, daß wir
 allesamt tot sind.«
 »Wieso sind wir nicht ganz von Meliserad geflohen?«
 »Unmöglich! Wohin sollte man in der Galaxis des Bewahrers fliehen, wenn man gezielt verfolgt wird? Nein,
 besser ist es, wir stellen uns tot.«
 Gesil verlor alle Hoffnung auf Rückkehr. Augenblicklich erkannte sie den klugen Plan - niemand würde nach
 ihr suchen, niemand sie in die zugleich verhaßten und vertrauten Fänge des Bewahrers zurückführen. Und das
 Rätsel eines mächtigen Wesens blieb jetzt ungelöst.
 »Wir müssen verschwinden, bevor ein Geschwader vom Festland suchen kommt.«
 »Vom Festland?« fragte Gesil erstaunt. »Ich dachte, die Genetische See würde ganz Meliserad bedecken.«
 »Das ist ein Irrtum«, erklärte der Topar. »Die Genetische See erstreckt sich über ein
 kreisförmiges Areal,
 Durchmesser etwa tausend Kilometer. Aber das wissen nur wir Topar, die wir im Zentrum der Macht zu Hause
 sind. In Truillau ist über Meliserad nichts bekannt.«
 »Und wie sieht es auf dem Festland aus?«
 »Ein normaler Planet. Relativ intakte Natur. Aber viele tausend Kampfschiffe des Bewahrers, die gefährlichste
 Streitmacht dieser Galaxis. Und Forschungsstationen in einer Anzahl, die nicht einmal wir kennen. Dazu die
 Verwalter im Palast der Begradigung, die ganz Truillau beherrschen.«
 »Und die Genetische See«, murmelte sie, »ist das Rückzugsgebiet des Bewahrers. Sozusagen das

Kernland

seiner Macht ...«

Ket-A-Kito antwortete nicht mehr.

Während seine Leute die Instrumente bedienten, die Ortergeräte keine Sekunde aus den Augen ließen,

versorgten zwei andere Fladenwesen eine Wunde. Gesil hatte sie anfangs gar nicht bemerkt.

Das war Voltago.

Wo blieb der Klon? Hatte seine Macht ihn jetzt im Stich gelassen?

Und was war mit Eirene? Oder besser: Idinyphe? Ihre Tochter blieb in der Gewalt des Bewahrers zurück.

Bitter preßte Gesil die Lippen zusammen. Den Schleier zu lüften blieb jetzt allein Eirene vorbehalten. Und ihre

Tochter würde ein neues Gefühl kennenlernen; das Gefühl, nicht genug zu sein. Denn jetzt fehlte ja Gesil zum

Glück des Bewahrers.

Still kauerte sie sich in eine Ecke.

Die Frau konzentrierte all ihre Gedanken auf den ominösen Herrscher dieser Galaxis. Sie versuchte, mentale

Nähe herzustellen, eine immaterielle Spur zu legen. Dabei plagten sie fürchterliche Gewissensbisse. Die Topar

hatten sie retten wollen und einen fast selbstmörderischen Plan durchgeführt.

Dennoch hielt sich bei Gesil die Dankbarkeit in Grenzen. Sie wollte zurück - und sie würde einiges dafür tun, daß es soweit käme.

Bewahrer! Du mußt mich hören! Spüre mich, folge meinen Gedanken!

Aber sie spürte nicht einmal den Hauch einer Resonanz. Gesil begriff, daß sie tatsächlich allein war.

Kurz darauf dröhnte ein leiser Gong durch das Boot.

»Sie sind da«, zischten die Topar leise.

Noch im selben Moment erstarben sämtliche Funktionen innerhalb des Bootes. Die Energieerzeuger lagen still,

nur die passive Ortung lief mit Wärmeenergie. Auf einem Schirm erkannte die Frau blasse Reflexe. Mindestens

zweihundert Raumjäger kreuzten das Areal über der explodierten Station.

»Sie suchen uns!« schrillte Ket-A-Kito. »Hoffentlich hält die Abschirmung. Jetzt nur kein verirrter Tasterstrahl

...«

Eine Sekunde lang spielte Gesil mit dem Gedanken, sich bemerkbar zu machen. Sie hätte an die Schalttafel

springen können - schon ein aktivierter Elektromotor reichte.

Aber sie konnte es nicht. Verrat lag nicht in ihrem Wesen, selbst wenn der Lohn noch so groß war.

Eine halbe Stunde später verschwanden die Jäger der Reihe nach. Über ihnen blieb die Genetische See leer

zurück.

»Und was jetzt?« fragte Gesil.

»Wir steuern unter Wasser einen Genetischen Fischer an, der dreihundert Kilometer von hier entfernt ist. Dort

steht ein Ferntransmitter. Wir werden auf der SHARN-Y-YAAK erwartet. Niemand wird diesen Transmitter

mit den Toten in Verbindung bringen. Dann sind wir in Sicherheit.«

»Wie lange?«

»Dreißig Stunden. Dahinten ist ein Platz zum Schlafen für dich.«

*

Die meiste Zeit schlief Gesil. Oder sie döste vor sich hin - schon wieder diese Langeweile.

Dreißig Stunden

konnten zu einer Ewigkeit werden, wenn man mit einem Dutzend Truillauer auf engster Fläche eingesperrt war.

Einer der Topar war so schwer verletzt, daß die anderen ihn nicht mehr retten konnten. Schon bald ging der

Leichnam in Verwesung über. Fürchterlicher Gestank machte Gesil zu schaffen. Sie kämpfte stundenlang

darum, sich nicht übergeben zu müssen, dann erst hatte sie es überstanden.

Das Boot bewegte sich in zwanzig Meter Tiefe.

Hierher drang durch die zähe Flüssigkeit der See kaum ein Lichtstrahl. Außerdem verklumpte klebriges

Material die transparente Haube.

Als sie das Ziel erreichten, ging gerade die Sonne auf. Ket-A-Kito hatte erleichtert auftauchen lassen. Die Hülle

des Schiffes wurde so lange erhitzt, bis das organische Klumpengewebe verbrannt abfiel. Grelle Lichtstrahlen

drangen ins Innere des Bootes, und die Frau schirmte mit beiden Händen ihre Augen ab.

»Da vorn ist der Fischer«, meinte Ket-A-Kito. »Sieh, Gesil!«

Sie erhob sich und reckte systematisch die steifen Glieder. Oben wurde ein Luk geöffnet, frische Luft strömte

herein.

In der Tat, voraus erkannte sie eine schwimmende Station mit vier großen, mehreren kleinen und einem

Geflecht winzigster Masten. Direkt dahinter stand als noch glutroter, aufstrebender Ball die Sonne. Auf der

türkisfarbenen See brachen sich die Strahlen, sie tauchten die Umgebung in rötliche Reflexe und erwärmten

allmählich die Luft auf tropische Temperatur.

»Helft mir!« rief Ket-A-Kito.

Drei weitere Topar kamen heran.

Sie hoben mit dicken Tentakelarmen ihren toten Artgenossen hoch. Der schwere Körper wurde durch das Luk

gewuchtet, dann ließen sie ihn fallen.

Gesil sah, wie der Leichnam ins Wasser schlug.

Und plötzlich war ringsum die Hölle los. Es sah aus, als erwache die Flüssigkeit der See zum Leben; ein

unvermittelt reißendes, tödliches Gewässer. Binnen Sekunden blieb von dem toten Truillauer nichts mehr übrig,

was größer war als ein Daumennagel. Die See lag so ruhig da wie zuvor.

Zehn kleine Robotfähren lösten sich von der Station.

»Wir steigen um, Gesil. Komm.«

Der Reihe nach kletterten sie und die Topar hinaus. Nur Vorsicht, dachte die Frau. Sie konnte schwimmen, gewiß, aber hier nützte das nicht viel. Wer die Genetische See überleben wollte, mußte schon Voltago heißen.

Erstmals sah sie das Fahrzeug der Entführer von außen. Es handelte sich um eine bauchige, tropfenförmige

Konstruktion. Nachdem das letzte der Fladenwesen ausgestiegen war, versank das Boot mit offenem Luk. Ein

paar Blasen stiegen auf, etwas Gischt schäumte, dann war die letzte Spur verschwunden.

Nicht zurücksehen, sagte sich Gesil. Vorne ging es weiter.

Die Masten der Station ragten aus einer spiegelglatten Plattform hervor, die nur, einen Meter über Seehöhe lag.

Nicht einmal ein niedriges Geländer bot Schutz gegen Unfälle. Für einen Menschen wäre vielleicht schon eine

starke Windbö tödlich gewesen, hätte ihn in die See geweht; aber Truillauer waren wesentlich kompakter gebaut.

Am Rand hatten sich etwa vierzig der Fladenwesen versammelt. Die Truillauer rollten heran und starrten

neugierig die Fähren an.

»Sind das alles Topar?«

»Ja«, antwortete Ket-A-Kito mit schriller Stimme. »Das ganze Kontingent, das wir in Jahrzehnten hier

einschuggeln konnten. Jeder hat sich auf eigene Faust von seinem Posten abgesetzt. Mit dir geben wir

Meliserad als Stützpunkt vorläufig auf. Hier wird es zu gefährlich!«

»Wer ist der Anführer?«

»Ich.«

Damit schwand ihre letzte Hoffnung, die Topar könnten sie gehen lassen. Ket-A-Kito hatte schon deutlich

gemacht, er wolle keine Entscheidung treffen.

Ein Traktorstrahl zog sie aus den Booten an Bord.

In einiger Entfernung erkannte Gesil dottergelb gefärbtes, sprudelndes Wasser. Eine Brutzone.

Außerdem war

die Station der Genetischen Fischer von den hellblauen Säuretümpeln umgeben, vor denen selbst Voltago

gewarnt hatte.

»Was hat es mit den Brutzonen auf sich?« wollte sie wissen.

»Laß uns lieber hineingehen.« Ket-A-Kito drängte die Frau in Richtung eines Aufbaus, der ins Innere der

Station führte. »Wir wollen verschwinden, so schnell es geht.«

»Nein!« beharrte sie. »Ich muß es wissen.«

»Das ist doch Alltag, Gesil ... Die Genetischen Fischer streuen in den Brutzonen

Katalysatormaterial aus. Alles

das, was in den Labors des Festlandes entsteht. Und die Genetische See erbrütet tausend Abarten dessen, was

ihr übergeben wird. Man weiß nie, was herauskommt. Die Ergebnisse werden von den Stationen abgefischt.«

»Und die Zünderwesen?«

»Das weiß niemand. Die See hat ihre Geheimnisse. Die Truillauer auf den Stationen sind Fischer, keine

Wissenschaftler. Und nun laß uns gehen.«

Unbefriedigt ließ sich Gesil in Richtung Einstiegsschacht schieben. Gemeinsam mit ihr und dem Anführer

verschwand die gesamte Gruppe im Schacht. Niemand blieb oben zurück.

Riesige Kühltanks erfüllten das Innere der Station. In manchen schwamm meterhoch scheinbar unbelebter

Schleim, andere enthielten ein Kaleidoskop körperlicher Abartigkeiten. Die See hatte Lebewesen und totes

Material erschaffen; und das meiste wußte sie nicht einmal einzuordnen. Sich1 ringelnde, wurmartige

Fischkolonien in braunem Wasser, Lebewesen, deren Körper nur aus Köpfen zu bestehen schienen.

Die unterste Etage enthielt speziell gesicherte Container. Im Innern schwamm spermaartige Flüssigkeit.

»Das ist Brutschlamm«, erklärte Ket-A-Kito. »Die Ausbeute eines Monats, von unermeßlichem Wert. Natürlich

fliegt alles in die Luft, wenn wir verschwunden sind. Ah! Da vorn steht der Transmitter.«

Es handelte sich um einen flachen Block mit zehn Quadratmetern Grundfläche und einem Schalterpult. Ringsum

nahmen die Topar jedes freie Plätzchen ein. Der Anführer berührte eine Taste - und über dem Metall flammte

ein grüner Torbogen auf.

Die ersten Fladenwesen drängten auf das Feld zu.

Doch Ket-A-Kito stoppte sie mit einem entsetzten Zuruf. »Halt! Wartet!«

Unruhe breitete sich unter den Topar aus. Gesils Blick fiel auf das Schalterpult, an dem zwei rote Lampen

hektisch flackerten.

»Was ist los?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht.« Die Stimme des Fladenwesens quakte vor Anspannung. »Wir haben Kontakt mit der

SHARN-Y-YAAK. Aber die Verbindung wird gestört. Keiner darf das Feld betreten.«

Mit einemmal wußte Gesil genau, was das bedeutete. Ein zischendes, Geräusch drang ihr durch Mark und Bein,

und ein Teil ihres Geistes nahm etwas auf, das sehr nahe und vertraut war.

Voltago!

Ein Wesen wie er war durch Fesselfelder nicht zu besiegen. Vielleicht war er sogar überhaupt unbesiegbar -

wenn es im Kosmos so etwas gab.

Sekunden später brachen aus der Decke Trümmer. Die Topar wichen schreiend beiseite. Und was jetzt kam,

wußte sie, denn sie hatte es schon auf Qylinam erlebt. Wie ein schwarzer Irrwisch fiel der Klon über die Topar

her.

Keiner hatte eine Chance.

Binnen zehn Sekunden lagen drei der Fladenwesen reglos am Boden, zwei weitere starben in den

folgenden

Momenten. Dann erst begannen Ket-A-Kito und die anderen, sich zur Wehr zu setzen.

Strahlschüsse geisterten

durch das unterste Stockwerk des Genetischen Fischers. Aus den Behältern tropfte verkohlter Brutschlamm,

weißliche Flüssigkeit spritzte.

Gesil wurde abermals von einem Schuß getroffen.

Und auch diesmal überlebte sie wie - wie durch ein Wunder. Durch ein höchst verdächtiges Wunder allerdings;

dennoch brachte sie sich hinter Trümmern in Sicherheit. Sie hatte nicht die Absicht, das Schicksal mehr als

nötig herauszufordern.

Voltago gab keinen Laut von sich.

Die Truillauer dagegen schrien in heller Panik. Zwei Topar hatten sich hinter einem Schlammcontainer

verschanzt, doch der Klon stieg auf seinen Wadenblöcken in die Höhe und nahm sie von dort unter Feuer. Ihre

Schutzschirme platzten wie Seifenblasen.

Als letzter blieb Ket-A-Kito übrig.

Ein Tentakel hielt zitternd die Waffe. Sein letzter Schuß zerstörte die Schalttafel des Transmitters. Damit war es

unmöglich geworden, anhand der Koordinaten die Position der SHARN-Y-YAAK zu bestimmen.

Voltago landete zwischen Leichen auf schwelendem Metall.

Mit ausdruckslosem Gesicht stellte sich der Klon vor den zitternden Topar hin, und seine Augen strichen

forschend über den genormten Leib des Truillauers. Als könne er nicht fassen, daß ein Produkt des Bewahrers

versagt hatte. Daß aus einem linientreuen Vasall ein Rebell geworden war ...

»Laß ihn leben!« rief Gesil beschwörend. »Er hat verloren, das siehst du doch.«

Ein nachdenklicher Zug erschien im Gesicht des Klons. Dann jedoch schoß aus seinen Wadenblöcken ein fahler

Strahl. Die Energie versiegte erst, als von Ket-A-Kito nichts mehr übrig war.

»Komm«, sagte er. »Der Zeitplan darf nicht durcheinandergeraten. Der Bewahrer erwartet uns.«

*

Voltago steuerte den Gleiter über seine Wadenblöcke.

Sie flogen mit hoher Geschwindigkeit über die türkisfarbene See. Inzwischen war die Sonne ganz aufgegangen,

sie überstrahlte sogar das Licht der Supernova. Unter ihnen blieb die Station der Genetischen Fischer zurück;

inzwischen neigten sich die Masten mit sichtbarer Schlagseite. Wahrscheinlich ein Leck im Rumpf, was nach

dem Feuergefecht kein Wunder war.

»Ich hätte gern Erklärungen«, sagte Gesil eisig.

Voltago warf ihr einen verständnislosen Blick zu. Zunächst hatte sie das Gefühl, als könne sie darauf lange

warten. Dann aber gab sich der Klon einen Ruck.

»Wir haben dich als Köder benutzt«, gestand er ein. »Der Bewahrer erkannte die Chance, einen störenden

Unruheherd auszumerzen. Nicht auszudenken, geschähe ein Zwischenfall im entscheidenden Moment. Ich war mit der Durchführung beauftragt. Jeder Kontakt mit den Topar wurde beobachtet und ausgewertet.«

»Ihr wußtet also alles«, sagte sie.

»Ja. Nur den Zeitpunkt der Entführung kannten wir nicht. Aber du warst nicht in Gefahr, Gesil. Ich habe

veranlaßt, daß dir ein Schutzfeld angelegt wird.«

Ein Schutzfeld. Ihr rettender Engel, schon auf der CASSADEGA! Gesil hatte ja gewußt, daß hinter ihrer

seltsamen Unverwundbarkeit mehr steckte als Glück. Kein Mensch überlebte Strahlentreffer wie die, die sie

erhalten hatte. Auch das ging also auf das Konto des Klons.

»Ich will dieses Feld nicht mehr. Entferne es.«

Voltago fixierte sie mit seinen ausdruckslosen Augen. In der Sekunde darauf erglomm ein Dutzend feiner

Punkte vor ihr. Wie Satelliten bewegten sie sich entlang einer imaginären Sphäre um Gesil herum. Die Punkte

verglühten mit blendender Helligkeit, dann waren sie erloschen.

»Gut.«

Wenige Minuten später tauchte voraus die Diskusinsel des Bewahrers auf. Auch diesmal stand ein winkendes

Empfangskommando aus Truillauern am Rand der Plattform. Der Gleiter überflog langsam den Kreis der

Sechskantpyramiden. Dort war der Park, der Einstieg in das unterirdische Gangsystem.

Zunächst nur schwach, dann immer, stärker spürte Gesil etwas, das sie kannte.

Es war der Bewahrer. Der Herrscher von Truillau befand sich ganz in der Nähe. Im Kurs des Gleiters

entstanden plötzlich unmotivierter Schlenker, fast Bocksprünge; und auf Voltagos Stirn bildeten sich Perlen aus gefrorenem Eis.

»Ich steuere manuell weiter!« rief sie. »Voltago! Hörst du?«

Gesil griff in die Kontrollen und stabilisierte den langsamen Flug des Gleiters. Sie landete widerwillig inmitten

einer Menge schreiender Fladenwesen, und auch das rote Transportfeld war wie beim ersten Anflug aktiviert.

Der Klon zitterte am ganzen Leib. Rauhreif bedeckte seine tiefschwarze Haut. Im Gesicht wechselten

verschiedenste Züge einander zuckend ab.

»Kannst du gehen, Voltago?«

Wortlos erhob sich der Klon, klappte die Haube hoch und ließ sich schwerfällig ins rote Transportfeld fallen.

Schrilles Jubelgeschrei ließ Gesil gepeinigt den Kopf einziehen. Nur schnell weg hier, der Schacht stand offen.

Binnen Sekunden erreichten sie das Innere der Station.

Und da war wieder der Bewahrer; eine unglaubliche Euphorie strömte auf mentalem Weg zu Gesil über. Sie

konnte sich nicht dagegen wehren. Sie wußte, daß sie einer Manipulation aufsaß, daß dies nicht

ihre eigenen
Gefühle waren.
Außerdem spürte sie Eirene ... Idinyphe.
Mühevoll wehrte sich Gesil gegen den Strudel, der ihre letzten Bedenken davontragen wollte.
Nicht nachgeben.
Man hatte sie entführt. Der Herrscher dieser Galaxis betrachtete sie als fehlendes Element, nicht
mehr. Wie ein
Ersatzteil, nur auf höherer Ebene.
So leicht werde ich es dir nicht machen, dachte sie konzentriert. *Zeige dich, und ich werde sagen,*
was ich dir
vorzuwerfen habe. Mache dich auf einiges gefaßt, Bewahrer!
Mit eckigen Bewegungen führte Voltago sie durch das Labyrinth der Gänge. Innerhalb weniger
Minuten
erreichten sie eine der Pyramiden. Es war dieselbe, in der sie schon vorher gewohnt hatten.
Idinyphe war in
unmittelbarer Nähe, sie hatte die Unterkunft nicht verlassen.
Und der Bewahrer? In Reichweite, aber noch einige Kilometer entfernt. Sein tastender Geist
strich über Gesil,
dann über Idinyphe hinweg.
Voltago zog einen eisigen Hauch hinter sich her.
»Gleich ...«, murmelte der Klon. »Ihr werdet sehen ...«
Hinter ihm schwebte Gesil durch den gläsernen Schacht aufwärts. Von der Seite schlug grelles
Sonnenlicht
herein, selbst die Luft schien sich aufzuheizen. Die hohe Luftfeuchtigkeit lag als dicker Film über
ihren
Atemwegen.
Gemeinsam betraten sie die Räume unterhalb der Pyramidenspitze.
Idinyphe wartete bereits.
»Da seid ihr ja«, sagte sie. »Ich habe mir keine Sorgen gemacht, Mutter. Ich wußte, der Diener
bringt dich
zurück. Spürst du es auch?«
»Natürlich. Diesmal scheint er Ernst zu machen.«
»Ja.« In sich gekehrt strich Idinyphe mit einer Hand über ihr Nackenmal. »Er ist noch scheu,
merkst du es? Er
hat Angst. Aber er wird die Furcht überwinden. Ich kann seine Freude und seine Erwartung
spüren.«
Voltago machte erneut eine Wandlung durch. Gesil kannte seine Metamorphosen zur Genüge;
aber diesmal
wurde selbst sie vom Ausmaß überrascht. Unglaublich heftig reagierte er auf die räumliche
Konzentration von
Gesil, Idinyphe und dem Bewahrer.
Sein Gesicht zerschmolz und sah aus wie glühende Lava, während der Rest des Körpers erstarrte,
als sei er der
Kälte des Weltraums ausgesetzt. Tausend Persönlichkeiten huschten über seine Züge. Gesil
erkannte sich
selbst, Eirene und etwas anderes, was ständig wiederkehrte.
Aber was war es?
Wer war es?

Gewiß nicht die Genetische See und auch kein Riese.

Jetzt! Sie spürte, daß etwas gerade in diesem Augenblick geschah! Von einer Sekunde zur anderen fühlte sie die

Gegenwart des Bewahrers. Der Herrscher von Truillau war angekommen. Oben, im pyramidenförmigen Raum über ihnen. Dort, wo der Transmitter stand.

Voltago hatte die Hände zu Fäusten geballt, die Muskelstränge barsten fast vor Anspannung. Die Tür zum Antigrafschacht stand plötzlich offen. Durch den Glasschacht drang grelles Sonnenlicht - und mit

einemmal zeichnete sich dagegen eine Kontur ab. Seltsame, freudige Erregung stürzte über ihren Geist herein.

Eine humanoide Kontur. Die Kontur eines Mannes von etwa einsachtzig Größe, mit durchtrainierter, knochiger Statur.

Gesil schottete sich mit aller Macht ab. Sie wollte denken können, sich nicht der Freude des Bewahrers unterwerfen.

Den entscheidenden Hinweis aber gab das Geräusch.

Ein leises Rascheln oder Flüstern erfüllte den Raum. Die Kleidung des Mannes bestand aus rechteckigen

Plättchen, ineinandergefügt wie bei einem Kettenhemd. Die kurzen, rostroten Haare, das von Sommersprossen übersäte Gesicht ...

»Darf ich vorstellen, Idinyphé?«

Gesils Stimme klang belegt und kratzig, ihre Hände flatterten.

»Das ist Taurec, der Einäugige. Der letzte Kosmokrat auf dieser Seite der Materiequellen. Und ich wünschte, er wäre längst wieder dorthin verschwunden.«

*

Der Mann trat aus dem Sonnenlicht zu ihnen, und gleichzeitig versiegte endlich das Bombardement der

euphorischen Gefühle. Gesil atmete auf. Idinyphé neben ihr stieß einen lauten Seufzer aus.

In respektvoller Entfernung blieb der Mann stehen. »Ich grüße euch. Dies ist ein Tag der Freude.« Die gelben

Raubtieraugen blitzten, die Züge verloren durch ein jugenhaftes Grinsen viel von ihrer Härte.

»Gesil,

Idinyphé. Ich habe lange auf euch warten müssen.«

»Taurec ...«, murmelte sie. »Wer auch sonst? Wem sonst würde jegliche Moral abgehen? Welch unermeßliches

Leid hast du über die Milchstraße gebracht. Und über Truillau, vielleicht über viele andere Galaxien. Du hast

mich entführt. Du hast Monos zeugen lassen. Wie konntest du all das tun? Der Rausch der Macht? War es das?«

»Du solltest mich besser kennen«, erklärte der Mann. Sein Sommersprossengesicht verzog sich zornig. »Du

hast nicht die geringste Ahnung von der Bedeutung meines Tuns. Du begreifst nicht. Vielleicht willst du nicht

begreifen. Was ich tat, tat ich zur Verwirklichung einer kosmischen Aufgabe. Wer in dem Sinn handelt, handelt

immer recht. Egal, was er tut.«

»So lauten deine Ausreden immer!« rief sie zornig.

Plötzlich lächelte Taurec wieder. Dieses scheinbar überhebliche, scheinbar zynische Lächeln.

Dabei durfte man

über ein Wesen von jenseits der Materiequellen niemals nach menschlichen Maßstäben ein Urteil sprechen.

»So vieles ist fehlgeschlagen, Gesil. Nun benötige ich deine Hilfe. Und ebenso die deine,

Idinyphé. Dann wird

alles gut. Dann sind Opfer keine Opfer. Dann gibt es nur den Erfolg. *Meinen Erfolg!*«

Erstmals seit Taurecs Erscheinen fiel ihr Blick auf Voltago. Die Augen des Klons jagten ihr einen Schauer über

den Rücken.

Frostig - und voller Triumph.

E N D E

Perry Rhodan-Band 1547 spielt wieder auf der Erde. Dort, genau in Terrania, im Waringer-Building, ist alles

zusammengeführt worden, was es an Hinweisen auf ES gibt.

Die Auswertung der Daten ruft Gegner auf den Plan - und es kommt zur Sabotage auf Terra ...

SABOTAGE AUF TERRA - so lautet auch der Titel des nächsten Perry Rhodan-Romans. Als

Verfasser zeichnet

Arndt Ellmer.